

Pierre Spoerri • Mein Vater und sein Jüngster



*Denk an die Tage der Vergangenheit,  
lerne aus den Jahren der Geschichte!  
Frag deinen Vater, er wird es dir erzählen,  
frag die Alten, sie werden es dir sagen.*

*Deut. 32, 7*

Pierre Spoerri

# Mein Vater und sein Jüngster

Theophil Spoerri in seiner Zeit



Th. Gut Verlag, 8712 Stäfa

*Meiner Frau Fulvia gewidmet,  
ohne deren Ermutigung  
und Hilfe dieses Büchlein  
nie herausgekommen wäre*

*Dank*

*Viele Freunde haben dem Autor in  
verschiedenster Weise während der Arbeit  
an diesem Buch geholfen. Ich möchte hier  
nur Professor Klaus Urner (ETH, Archiv  
für Zeitgeschichte), Pfarrer Heinrich  
Rusterholz (ebem. Präsident des Schweize-  
rischen Evangelischen Kirchenbundes),  
Dr. Hans Ulrich Rübel, Frau Suzanne  
Mijnssen-Gyr, Frau Hulda Suter-Streuli und  
den vor zwei Jahren verstorbenen Sohn  
von Max Picard, Michel Picard, erwähnen.*

# Inhaltsverzeichnis

1. Einführung . . . . .	7
2. Wurzeln und Werdegang – Eine gewöhnliche und aussergewöhnliche Familie . . . . .	13
3. Das Jahr des Umbruchs 1932 . . . . .	21
4. Emil Brunner, Theophil Spoerri und Frank Buchman – der Aufbruch der dreissiger Jahre . . . . .	29
5. Emil Brunner, Theophil Spoerri, Frank Buchman und Deutschland	43
6. Ein ausserordentlicher Freund – Max Picard . . . . .	59
7. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und das Jahr 1940. . . . .	69
8. Die weiteren Kriegsjahre . . . . .	79
9. Bücher und Studenten . . . . .	85
10. 1945/46 – ein grosser Neuanfang? . . . . .	97
11. Was zum Friedensschliessen gehört – Caux 1947–1950 . . . . .	105
12. Im Unruhestand oder endlich das tun können, was man immer tun wollte. . . . .	111
13. Das letzte Jahr . . . . .	121
14. Nachwort – oder eine herzliche Auseinandersetzung mit der älteren Generation . . . . .	126

# 1. Einführung

Mein Vater war mein bester Freund. Schon seit Jahren rumorte es in mir und trieb es mich, etwas über ihn zu schreiben. Dieser innere Impuls verstärkte sich dann in den späten neunziger Jahren, als Vaters Generation hart angegriffen und aller möglicher Verfehlungen beschuldigt wurde. Die Angeklagten konnten sich aber selber nicht mehr wehren. Konnten wir, die wir ihnen noch nahestanden, aus unserer Erfahrung und den hinterlassenen Schriften einige der verzerrten Bilder der Geschichte, die herumgeboten wurden, zurechtrücken? Oder war in den harten Fragen, die man an die ältere Generation richtete, auch etwas, was wir, und die Generation nach uns, ernst zu nehmen hatten? Ich entdeckte, dass ich nicht der einzige war, der sich mit dieser Herausforderung auseinandersetzte. Als ein Kollege meines Vaters, Professor Fritz Ernst, in einem Buch ungerecht behandelt wurde, griff sein Sohn – jetzt emeritierter Professor für Psychiatrie – zur Feder und versuchte, etwas vom Denken der Generation der Väter zu erklären. Das Gleiche versuchte der Sohn von Bundesrat Philip Etter, der bei Kriegsausbruch und in den ersten Kriegsjahren als Chef des Departements des Innern an der vordersten Linie stand. Er tat dies in einer sehr nuancierten Fernsehdiskussion.

Dann entdeckte ich, dass es zwischen den Vätern, die in Deutschland während der dreissiger Jahre aktiv gewesen waren, und ihren Söhnen natürlich noch viel komplexere, auch schmerzlichere Konflikte gab als bei uns. In einem bewegenden Buch, *Belastet – Meine Eltern im Dritten Reich*<sup>1</sup> zitiert Gerald Posner wörtlich, was ihm Kinder der damaligen Zeit über ihre Beziehung zu ihren Vätern erzählten. Der Autor fasst am Schluss zusammen:

Die Sünden des Vaters: Ihre Wirkung auf eine zweite Generation Deutscher wurde kaum verstanden oder wahrgenommen. Die Kinder derer, die dem Dritten Reich dienten, mussten sich viel stärker mit ihrem dunklen Erbe auseinandersetzen als die übrigen Angehörigen der deutschen Nation.

Natürlich hatte ich nicht so hart zu arbeiten an der Beziehung zu meinem Vater wie diese Männer der gleichen Generation, die meistens ohne eigene Schuld in solch verstrickte Schuldsituationen hineingezogen wurden. Trotzdem, wenn ich jetzt Korrespondenzen und Berichte aus der betreffenden Zeit lese, muss ich mich notwendigerweise mit der Frage auseinandersetzen, ob mein Vater und seine Generation in der Krisensituation, in der sie sich befanden, anders – richtiger? – hätten handeln können und sollen. Dass diese Denkprozesse eine sehr persönliche und sicher nicht sehr objektive

Angelegenheit sind, brauche ich nicht zu unterstreichen. Als der Sohn des Zürcher Theologieprofessors Emil Brunner<sup>2</sup>, Hans Heinrich Brunner, sein Buch *Mein Vater und sein Ältester*<sup>3</sup> schrieb, erwartete er auch nicht, dass seine drei Brüder mit seinen Eindrücken und Erklärungen vollständig einverstanden sein würden. In ähnlicher Weise reagierte meine ältere Schwester, Marion Römer-Spoerri, als ich ihr sagte, ich möchte etwas über meinen Vater schreiben: «Ich habe natürlich den Vater ganz anders erlebt als du.»

Sie schrieb anlässlich seines hundertsten Geburtstages:

Nach längerer Suche fand ich endlich die Stelle wieder, die mein Vater auf dem Weg zur Universität (1938) zitierte: «...si je pouvais couvrir de baisers ces joues si pâles, et que tu ne le sentisses pas.» (in *Le Rouge et le Noir* von Stendhal, Kapitel 59). Wir sprachen über die Bedeutung des plötzlichen Wechsels des Objektes mitten im Satz. Dieser hier grammatikalisch sichtbar gewordene Wandel in der Beziehung eines Menschen zum andern faszinierte auch mich, und ich erinnere mich, wie glücklich ich war, mit meinem Vater übereinzustimmen in der Suche nach der Bedeutung der Sprache, einer Aussage und deren Gewicht für die Beziehung von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Gott.

Als die Älteste von uns drei Geschwistern, mehr als acht Jahre älter als mein Bruder, habe ich meinen Vater ganz anders erlebt, vor allem in andern Lebensphasen, als er es tat. Ich kann mich erinnern, wie unser Vater meiner kleinen Schwester und mir Geschichten erzählte aus der Bibel, aber auch vom dummen August, und beides war spannend. Eines Tages kam er mit einem Kästchen nach Hause, mit einem Radio mit Kopfhörern. Ich sehe uns noch auf dem Boden sitzend einem Fussballmatch folgen und Papa, der die Spieler anfeuerte, als ob er auf dem Platz selber wäre.

Diese Fähigkeit, sich in eine andere Situation, vor allem aber auch, sich in einen andern Menschen zu versetzen, sowohl mitzuleiden wie auch Begeisterung und Faszination mitzuteilen und weiterzugeben, machte ihn bei vielen, nicht zuletzt bei seinen Studenten und vielen jungen Freunden, beliebt. Doch leicht machte er es sich mit dieser Fähigkeit, mit diesem Talent nicht, er hat viel dafür gearbeitet und darüber nachgedacht. In der Erinnerung höre ich noch heute seine Schritte, wie er in seinem Studierzimmer, das über unserm Kinderzimmer lag, auf und ab ging, wenn ihn etwas beschäftigte oder quälte und wenn er eine Vorlesung oder einen Vortrag memorierte. Auch im Hörsaal, wenn er dozierte, ging er auf und ab, und dann und wann schaute er zum Fenster hinaus in die Weite: ein Bild für seine geistige Beweglichkeit und für seinen Blick, der immer auch über das unmittelbar Sichtbare hinausging.

In ähnlicher Weise wie bei meiner Schwester sind meine Erinnerungen an Vater während der aufeinanderfolgenden Lebensphasen seines und meines Lebens natürlich sehr verschieden. Die Erinnerungen der frühen Jugend und der Primarschulzeit sind die von sehr problemfreien, fröhlichen Jahren. Mein Vater war ein sehr gütiger Mensch. Er übersprudelte von Fantasie und war ein herrlicher Geschichtenerzähler, wie es auch meine Schwester bestätigte. Spaziergänge mit ihm wurden «expéditions» genannt. Oft gehörte es dazu, dass auch Gefahren gemeistert werden mussten. Wenn wir z.B. zu einem gewissen Park kamen, vor dessen Tor eine Tafel mit «Durchgang verboten – Busse 20 Franken» stand, schaute er nach rechts und links, führte uns schnell durch den Park hindurch und sagte dann: «Jetzt haben wir 20 Franken gespart! Wie wollen wir sie ausgeben?» Da meine Mutter in unserer Familie auch das Finanzministerium ganz in der Hand hatte, genossen wir diese kleine Revolte gegen ihre Autorität besonders.

Schon früh gab uns Vater seine Leidenschaft für andere Sprachen und die Sprache als solche weiter. «A la maison on parle le français!», war eine strikte Hausregel. So wuchsen wir mit drei Sprachen auf: zu Hause, mit den Eltern, sprachen wir Französisch, in der Schule Hochdeutsch, und mit unseren Freunden Schweizerdeutsch.

Der zweite Vater, den ich dann etwas später kennenlernte, war ein sehr beschäftigter, oft überbeschäftigter Universitätsprofessor, dessen Nebentätigkeiten in Kirche und Oxfordgruppe<sup>4</sup> und in vielen verschiedenen Organisationen ihn neben seinem Beruf Tag und Nacht beanspruchten. Wenn Vater von der Universität zurückkehrte, hörten wir ihn die Treppe in sein Refugium im zweiten Stock hinaufsteigen. Ich erinnere mich nicht, dass er je Zeit hatte, mir bei meinen Schularbeiten zu helfen. Da er mir aber von früh auf beigebracht hatte, selbständig zu sein – vielleicht auch weil er einfach keine Zeit hatte –, störte mich dies auch nicht. Ich erinnere mich auch nur an zwei gemeinsame Ferientaufenthalte in Italien, die wir als Familie verbrachten. Sonst organisierte sich eben jeder von uns selber, und wir fanden auch nichts Falsches an dieser Selbständigkeit.

Hin und wieder realisierte Vater aber doch, dass in einem Teenager allerdhand vor sich gehen könnte, was er einmal mit jemandem besprechen möchte. Ich erinnere mich noch genau an einen Spaziergang durch Hottingen, einen Stadtteil Zürichs, bei dem mein Vater mir sehr zögerlich, aber mit grosser Ehrlichkeit von seiner eigenen – sehr schwierigen – Jugend erzählte und dadurch die Türe für wirkliche Ehrlichkeit von meiner Seite öffnete. Nach diesem ersten Schritt der Öffnung vertiefte und erweiterte sich der ehrliche Austausch zwischen uns, so dass wir, auch wenn uns oft Kontinente trennten, in tiefster Kommunikation miteinander blieben.

In diesen Jahren fing ich auch an zu realisieren, dass es zwischen meinen Eltern oft Spannungen gab. Mein Vater pflegte zu sagen, es gebe zwei Arten von Wahrheit: die «dynamische Wahrheit» und die «Milchmädchenwahrheit». Der Unterschied zwischen beiden Wahrheiten zeigte sich zum Beispiel beim Beschreiben von Ereignissen. Vaters Beschreibungen waren dramatisch und eindrucksvoll und hin und wieder etwas übertrieben. Meine Mutter dagegen liebte die Genauigkeit. Dass für sie vor allem «l'ordre», die Ordnung, ganz gross geschrieben war, schuf ebenfalls einige Spannungen. Wenn meine Mutter Vaters Studierzimmer «in Ordnung» brachte, klagte dieser, er finde überhaupt nichts mehr: Mutter habe zwar ein anständig aussehendes «kosmotisches Chaos» geschaffen, er fände sich aber in seinem «chaotischen Kosmos» viel besser zurecht.

Das Jahr 1932 brachte da grosse Änderungen, die in einem späteren Kapitel beschrieben werden.

Die nächste Phase unseres gemeinsamen Lebens war dann die Zeit der Partnerschaft. Ich hatte während meiner Gymnasialjahre meine Eltern und ihr Engagement in der Oxfordgruppe mit Sympathie beobachtet, war aber nicht überzeugt, dass dies für mich der richtige Weg sei. Mein Vater war gerade Rektor der Universität Zürich, als ich mich nach drei Jahren Studium in Genf und Zürich entschloss, zunächst für ein halbes Jahr mein Studium zu unterbrechen, dann mein Studium ganz aufzugeben, um in direkter Weise am geistigen Wiederaufbau in Europa mitzuarbeiten. Vielleicht weil er sich während der dreissiger Jahre zu sehr zwischen der Arbeit an der Universität und seinen übrigen Tätigkeiten hin- und hergezogen gefühlt hatte, respektierte Vater meinen Entschluss, zu versuchen, dieses Neue, das ich gefunden hatte, ganz zu tun. Solange meine Eltern lebten, unterstützten sie meine Tätigkeit im Rahmen dieser internationalen Arbeit auch finanziell. Mein Vater sagte, er brauche kein Auto und brauche als Reserven nur genug für einen eventuellen Krankheitsfall – «und für meine Beerdigung». Finanzen waren immer ein schwieriges Gesprächsthema in der Familie: Meine Mutter drehte jedes Fünffrankenstück dreimal in der Hand herum, bevor sie es ausgab, während mein Vater immer die Tendenz zeigte, grosszügig zu sein. In der Unterstützung meiner Arbeit waren sich aber beide Eltern einig.

Unsere Partnerschaft wuchs dann von Jahr zu Jahr und wurde enger und enger. Auch wenn ich zehn Jahre lang viel Zeit in Asien und Afrika verbrachte und relativ selten in Zürich war, blieb unser Kontakt sehr intensiv. Es gab noch keinen Fax und kein E-Mail, und das Telefonieren war teuer. So schrieb man sich noch regelmässig Briefe und kann deshalb vieles heute aus dieser Periode nachvollziehen. Während eines Jahres versuchten wir sogar, er zu Hause in Zürich, ich unterwegs hauptsächlich in Asien, zusammen an einem Buch zu arbeiten, das den Titel *Die Schweiz – Parasit oder*

*Prophet* tragen sollte. Kapitel flogen von Japan und Amerika in die Schweiz und zurück. Wir waren sogar schon auf der Suche nach einem Verleger. Später waren wir beide dankbar, dass das Buch dann doch nicht herauskam. Wir waren beide zum Schluss gekommen, dass das Manuskript doch noch viel mehr Arbeit benötigen würde und dass wir für die Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit, die ein solcher Text provoziert hätte, noch nicht bereit waren.

Während der Jahre der Partnerschaft gab es auch einige sehr schwierige Augenblicke. In einigen Fragen stand ich meinem Vater sehr kritisch gegenüber, und ich erinnere mich an einige Wochen im Sommer 1955, als ich aus Indien zurückkam, während denen wir uns täglich trafen und miteinander rangen, bis wir endlich Klarheit und Einigkeit fanden. Im Rückblick bin ich nicht sehr stolz auf diese Auseinandersetzung. Es war von meiner Seite her doch recht viel Urteilen und Arroganz im Spiel.

Während seiner letzten Jahre hatte mein Vater, nach zwei Herzinfarkten, einen neuen Lebensrhythmus gefunden. Seine Beziehungen zu den Mitmenschen, auch zu meiner Mutter, hatten eine gewisse Abgeklärtheit gewonnen. Er lebte weiterhin ganz intensiv in der Welt und mit der Welt und las alles, was an wesentlichem neuem Denken herauskam. Weil er auch die Gabe behalten hatte, im Gegensatz zu gewissen Männern in seiner Zunft, das Komplizierte in einfachen, verständlichen Begriffen ausdrücken zu können, zog er immer noch viele Jugendliche an. Es kam dann doch noch zu dem gemeinsamen «Vater-Sohn-Buch». Es trug den Titel *Die Kunst mit dem anderen zu leben*<sup>5</sup>, erschien dann allerdings erst ein Jahr nach Vaters Tod im Herder Verlag in Freiburg im Breisgau.

Diese Seiten sind ein Teil einer ganzen Denk- und Erinnerungsarbeit, die sicher auch mit der Niederschrift nicht abgeschlossen sein wird. Ausser den zwei oder drei eher biographischen Kapiteln am Anfang und am Ende des Buches war für mich besonders die Arbeit an den Kapiteln über die entscheidenden Lebensphasen meines Vaters in den dreissiger Jahren und während des Zweiten Weltkriegs und jenen über seine Begegnungen mit sehr anregenden und oft aufregenden Freunden eine Entdeckungsreise in Welten, von denen ich vieles nur erahnt hatte.

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Gerald Posner, *Belastet – Meine Eltern im Dritten Reich* (Verlag Das Neue Berlin, Berlin 1994). Titel der amerikanischen Ausgabe: *Hitler's Children*.

<sup>2</sup> Emil Brunner (1889–1966) 1924–53 Professor an der Universität Zürich; Mitbegründer der dialektischen Theologie.

<sup>3</sup> Hans Heinrich Brunner, *Mein Vater und sein Ältester*, Theologischer Verlag, Zürich 1986.

<sup>4</sup> Oxfordgruppe, siehe Kapitel 3 und folgende.

<sup>5</sup> Herder Verlag, Freiburg 1975.



*Das Wirtsbaus in Steg im Tösstal ist das Stammbaus mehrerer Familien aus dem Geschlecht Spörri.*

## 2. Wurzeln und Werdegang

### Eine gewöhnliche und aussergewöhnliche Familie

Die Familie Spoerri stammt ursprünglich aus Fischenthal im Zürcher Oberland. Ein Ahne meines Vaters zog im 18. Jahrhundert von Fischenthal nach Uster um, eine Distanz von dreissig Kilometern, damit er der Stadt Zürich näher sein könnte. Sein Grossvater, Hans Jakob Spoerri, von Beruf Schneider, baute in Uster einen kleinen Textilbetrieb auf, in dem den Arbeitern und Angestellten – eine beinahe revolutionäre Entscheidung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – ein Anteil des Profits der Firma ausbezahlt wurde.

Hans Jakobs erste Frau starb in ihrem achtundzwanzigsten Jahr, nachdem sie sechs Mädchen und einen Knaben zur Welt gebracht hatte. Keines dieser Kinder überlebte. Die zweite Frau hatte vier Söhne und zwei Töchter. Sie starb bei der Geburt der zweiten Tochter, als mein Grossvater vier Jahre alt war. Alle vier Söhne wollten Theologie studieren, wurden aber vom Vater gezwungen, zuerst eine Handwerkslehre erfolgreich abzuschliessen. Trotzdem bestanden dann alle vier darauf, Geistliche zu werden. Einer von ihnen wurde Waisenvater in Wan in Armenien. Die anderen drei übten ihren Beruf in der Schweiz aus, in der Landeskirche oder in Freikirchen. Mein Grossvater wurde Methodistenprediger.

Im Lebenslauf, den mein Vater nach dem Tod seines Vaters schrieb, kann man die Familiengeschichte weiterverfolgen:

Mit seiner jungen Frau (geborene Thiele) zog er wieder nach La Chaux-de-Fonds. Dort wurden ihm seine ersten Kinder geboren, Jeanne, gegenwärtig Bethanienschwester in Lausanne; Theophil, heute Professor an der Universität Zürich, und Klara, heute verheiratet in Kalifornien. Nach kurzem Aufenthalt in Biel folgte die Wirksamkeit in Lausanne (1892–1896), St. Gallen (1896–1899), Neuenburg (1899–1904), dann als Distriktsvorsteher in Bern (1904–1910). Jede dieser Städte hat der Familie neuen Zuwachs gebracht. In Lausanne kam Lydia zur Welt, heute verheiratet in Warschau; in St. Gallen: Dora, heute verheiratet in Zürich; in Neuenburg: Paul, cand. chem. in Bern; William, cand. phil. in Syracuse (Amerika). Nachdem Gottlieb Spoerri von 1910 bis 1916 der Gemeinde Lausanne wieder als Prediger gedient hatte, kam er für sieben Jahre als Distriktsvorsteher wieder nach Bern, von wo er 1923 als Inspektor des Bethanienvereins nach Zürich berufen wurde.

An jedem Ort und in jeder Stellung bewährte er sich als der unermüdliche, glaubensstarke Diener seines Herrn. Es gehörte zu seinem Wesen, dass er keine Bitte abschlagen, keinem Auftrag ausweichen, keine ungelöste Situation ertragen konnte.

So weit der Lebenslauf, der anlässlich seines Todes verfasst wurde. Diese kurze Familiengeschichte zeigt, dass ohne Zweifel viel Leben und Bewegung schon die frühen Jahre meines Vaters prägten. Im Lebenslauf spricht er natürlich nicht über jene Aspekte des Charakters seines Vaters, unter denen vor allem die älteren Kinder am meisten zu leiden hatten. Mein Vater hatte lange über den Tod seines Vaters hinaus noch immer das Gefühl, von dessen unerschütterlichem Willen und Pflichtbewusstsein fast erdrückt zu werden. So musste meine Tante Jeanne, da sie das erste Kind war, fast automatisch Diakonissin werden. Sie akzeptierte dieses schwere Opfer und machte das Beste daraus. Wenn Vater das erste Kind gewesen wäre, hätte er ebenfalls nicht seinen eigenen Beruf wählen können: Er hätte Prediger werden und ebenfalls direkt im «Dienste Gottes» stehen müssen. Ein Gegengewicht zum dominierenden Vater war aber die künstlerische Mutter, die noch mit mehr als neunzig Jahren Wärme, Freundlichkeit und Glauben ausstrahlte. Sie war eine begabte Pianistin, die ihre Kunst bei einem Schüler von Chopin gelernt hatte und durch Klavierstunden das magere Familienbudget etwas ergänzen konnte. Bei allen Umzügen der Familie – Vater erzählte uns oft, es seien zweiundzwanzig gewesen, andere in der Familie kommen auf wenigstens zehn solcher Umzüge; auch das war schon genug – musste neben allen Siebensachen der sieben Kinder auch das Klavier mittransportiert werden.

Als die Zeit für die Berufswahl kam, entschloss sich mein Vater, Lehrer zu werden. Nach dem Lehrerseminar landete er zunächst als Erzieher im Waisenhaus in Zürich und wurde dann Französischlehrer am Freien Gymnasium in Bern. Offensichtlich war der Anfang schwer. In einem Brief an seine Eltern schrieb er: «Was mich traurig macht, ist, dass es unmöglich scheint, als Französischlehrer beliebt und geliebt zu sein.» Trotzdem hatte er die Gabe, in den wilden Jugendlichen etwas zu wecken, was in ihnen für ihr ganzes Leben wichtig wurde. Einer seiner damaligen Schüler, mit dem mein Vater dann bis zu seinem Tod den Kontakt aufrechterhielt, war Jean-Rudolf von Salis, der Schriftsteller und Historiker<sup>1</sup>, der während des Zweiten Weltkrieges durch seine wöchentlichen Radiosendungen über die geistige und politische Situation in der Welt weit über die Schweizer Grenzen hinaus bekannt wurde.

Mein Vater gratulierte J. R. von Salis zu seinem siebzigsten Geburtstag in einem Brief, der die Atmosphäre im damaligen Freien Gymnasium in Bern beschrieb:

Wenn ich mir vorstelle, was Sie jetzt als Siebzigjähriger sind, gehen meine Gedanken zurück in die Zeit, da ich Sie zum ersten Mal sah. Sie sassen als Zwölfjähriger in der ersten Bankreihe der untersten Klasse des Freien Gymnasiums in Bern. Ich kann mich daran erinnern, wie wenn es gestern gewesen wäre – ein dunkellockiger Knabe in gepflegtem Kleid, an dem man noch die ordnenden Finger seiner Mutter spürte. Ein Hauch von wohlbehüteter Kinderwelt ging von Ihnen aus, der mich bezauberte.

Als Ihr Klassenlehrer gab ich Unterricht in Französisch, Religion, Turnen und Schreiben. Ich war als Sekundarlehrer angestellt worden, studierte aber neben der Schule und wurde mit jeder bestandenen Prüfung an eine höhere Stufe versetzt. So folgte ich Ihnen von Klasse zu Klasse bis zur Oberprima, wo ich für die Vorbereitung der Maturität in Deutsch und Französisch verantwortlich war.

So erlebten wir zusammen das Freie Gymnasium in Bern. Es war als Frucht des Kulturkampfes von strenggläubigen Kreisen als christliches Gegenstück zum freisinnigen städtischen Gymnasium gegründet worden. Zu unserer Zeit zeigte sich diese Tradition in den zahlreichen Religionsstunden und im Gesang eines Kirchenliedes am Anfang des Tages. Obgleich schon ein modernerer Zug fühlbar war, bildete das Freie Gymnasium mitten in den Wirren und Zusammenbrüchen des Ersten Weltkrieges eine Enklave christlich-aristokratischen Bernergeistes.

Für mich, der ich, von unbürgerlichen Verhältnissen stammend, mich als Aussenseiter der Kultur empfand, übte die Atmosphäre gehobener Bürgerlichkeit eine fast unbewusst wirkende Anziehung aus. Das Lehrerzimmer war ein Aquarium von Originalcharakteren... Ihr Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften war in seiner gedrungenen Gestalt mit der rötlich leuchtenden Glatze gefürchtet und verehrt für seine strengen Anforderungen und seinen bissigen Humor. Er leitete das Schulorchester, in welchem Sie am Flügel sassen und ich ein sehr anfänglicher Cellist war.<sup>2</sup>

Drei wesentliche Ereignisse fallen in diese Berner Zeit. Bei einem Treffen des Christlichen Studentenverbandes (CSV) traf mein Vater seine zukünftige Frau, Hélène Lang. Wenn man Bilder von meinem Vater aus dieser Zeit sieht, beim Cellospielen mit langen Haaren, einem eindrücklichen Schnurr-

bart und einer «Lavallière-Krawatte», kann man sich den langen und dramatischen Prozess vorstellen, im Laufe dessen er um seine Braut warb. Sie kam aus einer Hotelier-Familie und hatte ebenfalls sechs Brüder und Schwestern. Ihr Vater – mein Grossvater, den ich persönlich nie kennenlernte – hatte nicht immer Glück bei seinen Geschäften und beim Spiel, was dazu führte, dass meine Mutter als Älteste oft die Familie zusammenhalten und mit sehr wenig Geld den Haushalt führen musste. Sie wurde auch für alle Dummheiten bestraft, die die jüngeren Geschwister, besonders ihre zwei wilden Brüder, begingen. Erst bei der dritten Anfrage willigte meine Mutter ein, meinen Vater zu heiraten. Es war mitten im Ersten Weltkrieg.

Die zweite einschneidende Erfahrung aus dieser Zeit war der Aktivdienst in der Schweizer Armee während jenes Krieges. Vater war stolz darauf, den einzigen «Ehrenrang» der Schweizer Armee zu tragen, den Grad des Gefreiten. Er diente in einer Kompanie, in der er zum ersten Mal mit den Gefühlen und der Sprache der Arbeiterklasse konfrontiert wurde. Eine Bemerkung, die ihn als einen der «anderen Klasse» zeichnete, machte einen der Soldaten so wütend, dass dieser einen schweren Militärschuh gegen ihn warf, aber glücklicherweise danebentraf. Die Soldaten der Kompanie entdeckten dann aber, dass Vater nicht nur ein bekennender Christ war, sondern die Fähigkeit hatte, Urlaubsgesuche in einer Art und Weise zu formulieren, dass sie eine gute Chance hatten, vom Kompanie- und Bataillonskommandanten bewilligt zu werden. Von diesem Augenblick an erhielt er den Spitznamen «Em Heiland siin Bleistift». Im Jahre 1918 erkrankte er wie Millionen von Soldaten überall in Europa an der sogenannten Spanischen Grippe, die im Laufe von wenigen Monaten zwanzig Millionen Menschenleben forderte. Vater lag mit einer doppelseitigen Lungenentzündung in einem Krankenzimmer in irgendeinem verlassenen Dorf im Jura. Er überlebte nur, weil ihn ein guter Freund, Fritz von der Mühl, nach grossen Schwierigkeiten in seinem Quartier fand und nach Basel zu seinem eigenen Arzt bringen konnte. Die Unteroffiziere und Soldaten seiner Kompanie versuchten ihn zu besuchen und schrieben ihm einen von allen unterzeichneten Brief, in dem sie von der «unheimlichen Krankheit» sprachen, die so viele befallen hätte. Auch der Sohn des Rektors des Gymnasiums, der mit meinem Vater während des ganzen Aktivdienstes in Kontakt blieb, war angesteckt worden, überlebte aber die Krankheit ebenfalls.

Nach Bern an seinen Posten am Freien Gymnasium zurückgekehrt, erreichte meinen Vater die Nachricht, dass der Professor für Romanische Literatur an der Universität Zürich, Professor E. Bovet, nach seiner Ernennung zu einer hohen Position im Völkerbund ihn als seinen Nachfolger vorgeschlagen habe. Er setzte sich in einem Brief aus Paris an die Familie mit diesem total unerwarteten Karrierensprung auseinander:

Wenn ich vom Abgrund sprach im letzten Brief, so wird man denken, es sei um mich geschehen. Ja und nein! Eigentlich meinte ich nicht die Berufung nach Zürich mit dem Abgrund, sondern die Ungewissheit, in der ich war, und die Gefahr, dass ich diese ganze Sache zu ernst nehmen könnte und dadurch meine innere Ruhe verloren hätte. Vielleicht kommt Euch das kompliziert vor; aber es war doch so. Der Christ sollte nie das Gefühl haben, über einem Abgrund zu bangen, nicht wahr? Er ruht in Gottes Schoss, ob die Welt ja oder nein dazu sagt, ob man ihm Ehren zugedenkt oder ob Schmach in Aussicht steht. Dieses Gefühl der Geborgenheit, dass man alle Morgen sagen kann: «Dein Wille geschehe» – das war mir zum köstlichen Erlebnis geworden im letzten Jahr. Und nun kam die schwere Probe: ein Vierteljahr in der Ungewissheit sein, immer wieder etwas zu hören, bald etwas nach dieser Seite, bald etwas nach jener Seite. Das war der Abgrund, dass ich plötzlich unruhig geworden wäre, dass ich angefangen hätte, nach diesem und nach jenem zu bangen, dass mein Wille mir nur das wichtigste geworden wäre. Und ich will offen die Wahrheit bekennen: zwei- oder dreimal bin ich in den Abgrund gefallen, und mühsam musste ich an den steilen Wänden emporklettern, bis ich wieder in der Nähe Gottes den Frieden fand.

Nun ist das Unerwartete und Unverdiente doch geschehen, und wenn es mir auch schwer wurde, meine bisherige Tätigkeit aufzugeben, so habe ich doch dankbar angenommen, was ohne mein Zutun mir entgegengebracht wurde. Vor drei Jahren ungefähr war ich durch äussere Umstände dazu gedrängt worden, mich zu entscheiden, ob ich die akademische Laufbahn einschlagen wollte. Ich habe damals lang innerlich gekämpft, und zuletzt kam ich zum Entscheid: von mir aus will ich nichts unternehmen, wenn es einmal von selbst kommt, dann gut. Also gut!<sup>3</sup>

Professor Bovet schrieb er im gleichen Monat:

Ich bin zutiefst gerührt von der Grosszügigkeit Ihres Angebots.<sup>4</sup> Da Sie mir aber ein wirklicher Vater gewesen sind, kann ich offen zu Ihnen sprechen und ganz ehrlich meine Lage schildern. Ich habe keinerlei Vermögen und werde nie eines besitzen. Ohne die gütige Hilfe eines Freundes hätte ich zur Deckung der Kosten dieses teuren Zwischensemesters die bescheidenen Ersparnisse angreifen müssen, die ich zur Ausbildung meiner Kinder bestimmt hatte...

In seinem Brief beschreibt er dann auch alles, was er in diesem «Urlaubssemester» in Paris vor der Übernahme seines Postens an der Universität alles gesehen und erlebt hatte. Er endet dann mit einem Satz, der auch für ihn zukunftsweisend wurde: «Um so eifriger kehre ich zu Pascal zurück, der immer tiefer in meine Seele eindringt. Je mehr ich ihn studiere, um so mehr spüre ich, dass er einer der grössten Geister der ganzen europäischen Zivilisation ist...»

Es war ein grosser Sprung, mit seiner vierköpfigen Familie von einem Häuschen auf dem Land in Gümligen und dem Posten eines Französischlehrers am Gymnasium in die grosse Stadt Zürich und an den Posten des Ordinarius für Romanische Literatur überzuwechseln. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, um in die ganze französische Literatur einzutauchen, kamen jetzt noch Reisen nach Italien. Im Sommer 1923 schrieb Vater aus Siena an die Familie:

Ich bin wieder einmal in der Verbannung. Um mein Italienisch ein wenig in die Höhe zu schrauben – ich konnte kaum soviel wie meine besseren Studenten – musste ich unbedingt einen längeren Aufenthalt in diesem sonnigen Lande machen.<sup>5</sup>

Einige Monate später war er wieder in Italien, dieses Mal mit seinem Freund Fritz von der Mühlh, der wegen einer Behinderung einen Reisebegleiter brauchte. Mit diesem Freund konnte er dann fast jedes Jahr in den Süden reisen und alle Aspekte der italienischen Kultur geniessen. Er schrieb nach seiner Rückkehr:

Ich bin eben drei Wochen durch Mittelitalien gereist, habe mich eine Woche lang in dem lieben Siena, der Heimat der heiligen Katharina, dann einige Tage beim heiligen Franziskus in Assisi aufgehalten. Es hat nicht auf mich abgefärbt, was meine liebe Frau gerne bestätigen wird. Mehr als die Heiligen haben vielleicht die Faschisten abgefärbt, die jetzt sehr obenauf sind überall und sich dadurch auszeichnen, dass sie der schönen Theorien und Phrasen satt sind und sehr unverfroren ihren Weg gehen.<sup>6</sup>

Es war dann auch der Freund von der Mühlh, der nicht nur Patenonkel meiner älteren Schwester Marion, sondern auch eine Art «Förderer» der ganzen Familie wurde. In den zwanziger Jahren waren die Universitätsprofessoren nicht gerade gut bezahlt, und es wäre meinen Eltern nie möglich gewesen, sich aus eigenen Mitteln auch nur ein bescheidenes Haus zu bauen. Dank Professor Eduard Rübél, der das ganze Nägeligut, einen früheren landwirt-

schaftlichen Betrieb, erwarb und das Land parzellenweise fünfzehn Professorenfamilien zu 1% Zins zur Verfügung stellte, und dank Fritz von der Mühl konnten meine Eltern dann in ein eigenes Einfamilienhaus in die Nähe der Universität ziehen.

Obwohl mein Vater in der Universitätsarbeit voll eingespannt war, beschränkte sich sein Denken natürlich nicht nur auf seine Studenten und sogar sein Land. Man kann etwas von der Spannung, die die Vielzahl der Interessen mit sich brachte, in einigen der Familienbriefe zwischen den Zeilen lesen. In einem Brief Ende 1923 schreibt er:

Bis jetzt geht es uns ja sehr gut, die kleinen Unebenheiten kommen gar nicht in Betracht neben dem deutschen Leid. Viel zu arbeiten habe ich ja schon, aber es geht immer Fuss vor Fuss weiter, von einem Gnadentag zum andern. Noch nie habe ich mich am Anfang eines Semesters so müde und unvorbereitet gefühlt, und doch ist immer das nötige Mass Erkenntnis bereit gestanden.<sup>7</sup>

Neben der Arbeit an der Universität widmete sich Vater – dies kann man aus der Korrespondenz mit seiner Familie und einem ersten lebhaften Briefwechsel mit Karl Barth<sup>8</sup> herauslesen – intensiv der christlichen Studentebewegung innerhalb der Schweiz und ausserhalb. Er schrieb im Juni 1928 über ein solches Treffen am Neuenburgersee:

Am ersten Tag fühlte man deutlich und schmerzhaft das Auseinandersein von jüngerer und älterer Generation, von Deutsch und Welsch. Es ging aber sehr lebhaft zu. Man sass am Seeufer, die Wellen rauschten in unsere Verhandlungen hinein. Im allgemeinen geht es mit dem schweizerischen Studentenwerk nicht gut. Die jungen Leute wollen alle Formen und Regeln abschaffen und durch eine neue Reformation eine Art Freiluftchristentum errichten. Vielleicht sind es Alterszeichen von mir, dass ich dieses ewige Diskutieren satt bekomme.

Am zweiten Tage waren wir dann aber auf einmal viel näher beieinander, als wir vorher geglaubt hatten... Am Abend hatte ich einen Vortrag über «Schauen und Glauben» (zum Unterschied von Kunst und Religion). Er erregte viel Unwillen und Widerspruch, was mir sehr Freude machte. Wir gingen dann am dritten Tag nach schwerer Arbeit sehr einträchtiglich auseinander.<sup>8</sup>

Im April 1929 schrieb er:

Eben kehre ich von einer christlichen Akademikerkonferenz in Bad Nauheim zurück. Es ist das erste Mal, dass ich in Deutschland sprechen musste.<sup>9</sup>

Die Familienbriefe dieser Jahre zeigen dann auch, wo die je sechs Brüder und Schwestern der Spoerri- wie auch der Lang-Familie nach ihrer Ausbildung hingekommen waren. Mehr als die Hälfte war ausgewandert. Ein Bruder der Mutter emigrierte nach Argentinien, der andere an die Goldküste Afrikas. Eine ihrer Schwestern liess sich in Spanien nieder, die andere war im schweizerischen Konsulardienst in Kanada. Vaters Brüder wurden beide Professoren, einer in Brooklyn, der andere in Solothurn. Eine Schwester heiratete einen Amerikaner und lebte in Kalifornien, wo sie in Santa Barbara kurz nach ihrer Ankunft ein gewaltiges Erdbeben überlebte. Eine andere heiratete einen Rumänen, der in Bessarabien als Missionar wirkte. Die Kontakte mit der engeren und weiteren Familie blieben intensiv, auch mit mehreren deutschen Cousins und Cousinen. Dies erlaubte es auch Vater, sich dauernd mit den geistigen und politischen Strömungen in allen Teilen Europas auseinanderzusetzen.

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Jean-Rudolf von Salis (1901–1996). Historiker, Schriftsteller, Publizist. Seine wöchentlichen Sendungen in Radio Beromünster machten ihn in ganz Europa bekannt.

<sup>2</sup> Brief im *Archiv für Zeitgeschichte*.

<sup>3</sup> Paris, 12. Mai 1922.

<sup>4</sup> Paris, 2. Mai 1922: Prof. Bovet hatte Th. Sp. die ganze Sammlung seiner Bücher und Zeitschriften angeboten, doch musste Th. Sp. in Anbetracht seiner schwierigen finanziellen Lage dieses Angebot zurückweisen.

<sup>5</sup> Siena, 29. August 1923.

<sup>6</sup> Zürich, 1. April 1924.

<sup>7</sup> Zürich, 9. Dezember 1923.

<sup>8</sup> Zürich, 2. Juni 1928.

<sup>9</sup> Zürich, 10. April 1929.

### 3. Das Jahr des Umbruchs 1932

Wo es um einen entscheidenden Augenblick des Lebens, um eine Erfahrung, die die ganze Richtung des Lebens ändert, geht, sollte man die entscheidende Person selbst beschreiben lassen, wie es zu einer solchen Metanoia gekommen ist. Ein Aussenseiter, sogar ein Mitglied der Familie, kann nur in einem gewissen Sinne mitfühlen, worum es eigentlich geht. Der Sohn hat da ebenso seine Schwierigkeiten wie seine Schwestern, besonders da er zur Zeit des Erlebnisses erst sechs Jahre alt war.

So wie es mir von meinem Vater und anderen erzählt wurde, begann diese Erfahrung oder dieser Umbruch mit dem Besuch eines Studenten, Walter Staub, der für sein Studium in Oxford gewesen war und dort die Oxfordgruppe in Aktion gesehen hatte. Es scheint, dass Staub irgendwie spürte, dass sich sein Professor für Romanistik mit persönlichen Problemen auseinandersetzte und dass diese nicht so sehr mit äusseren als mit inneren Faktoren zu tun hatten. Von aussen her gesehen, fehlte es meinem Vater an nichts. Er war unerwartet mit 32 Jahren zum Ordinarius an der philosophischen Fakultät der Universität Zürich ernannt worden und erhielt diesen Posten, ohne von der Pike auf gedient zu haben. Der Weg über den Privatdozenten und den ausserordentlichen Professor war ihm erspart geblieben. Dazu kam, dass von aussen gesehen Ehe und Familie glücklich waren und der enge Familienfreund, Fritz von der Mühl, es ihm ermöglicht hatte, wie schon im letzten Kapitel berichtet, sich in der Nähe der Universität ein schmuckes Einfamilienhaus mit Garten zu erwerben.

Walter Staub hatte aber Recht, dass sein Professor unbefriedigt war und ein grösseres und tieferes Ziel für sein Leben suchte. Er hatte auch Recht in der Annahme, dass Theophil Spoerri bereit war, sich auf ein grösseres Experiment einzulassen. Deshalb wagte er auch, ihm vorzuschlagen, nach Genf zu reisen, um Frank Buchman und die Oxfordgruppe kennenzulernen. Als vorsichtiger Schweizer wollte sich aber Vater nicht zu sehr auf die Äste hinauswagen. So meldete er sich bei niemandem in Genf an, kam bei seiner Schwester Jeanne im Diakonissenhaus unter und tauchte einfach im Hotel, wo sich die Oxfordgruppenleute trafen, als «Tourist» auf. Er wurde dann auch prompt zu dem Treffen zugelassen.

Auf einer Postkarte, die er am Tage nach seiner Ankunft an meine Mutter schrieb, spricht er zuerst über das Wetter:

Es regnet. Die Strassen sind traurig und schmutzig. Mein erster Eindruck (von der besuchten Tagung) ist, dass ich noch nicht viel von all diesem Englisch verstehe. Die meisten sprechen wie bei einem Fami-

liengespräch... Bis jetzt hat man viel von Depressionen und Reinheit gesprochen. Es scheint mir, dass man etwas zu viel von persönlichen Erfahrungen spricht. Jeder hat eine Geschichte zu erzählen. Unsere Konferenzen gefallen mir bis jetzt noch besser... Aber man darf nach diesem kleinen Anfang noch nicht urteilen...<sup>1</sup>

Was dann in den darauf folgenden Tagen geschah, hat mein Vater oft beschrieben, wobei allerdings immer eine gewisse Dimension des Erlebnisses dem Leser verschlossen bleibt. Hier einer der Eigenberichte über diesen ersten Besuch in Genf:

Über das, was ich in Genf und Zürich erfuhr, möchte ich lieber Bände als nur zehn Zeilen schreiben. Ich will das Entscheidende herausgreifen. In der Nacht vom 9.–10. Januar wurde mir mit blendender Gewissheit der Unterschied zwischen theoretischem und praktischem Glauben bewusst. Es kam mir ein Zeugnis des vorhergehenden Tages in den Sinn: eine wunderbare Erhörung in grosser Geldnot. Solche Geschichten hatte ich schon Hunderte gehört. Ich glaubte daran. Aber dieser Glauben war bloss im Kopf. Jetzt aber geschah wie ein Durchbrechen des Lichtes. Es wurde mir plötzlich gegeben, dass ich daran glauben konnte, wie an etwas mir persönlich Zugestossenem, etwas, das ich nun nicht mehr mit blossen Gedanken, sondern mit meinen Händen greifen konnte. Den Unterschied zwischen der so veranschaulichten Art von Glauben: der eine meint, er habe eine Million, und der andere hat sie wirklich. Im Augenblick, da mir das zusties, durchflutete mich ein Strom des Lichts. Ich war umgeben von einem Gefühl unendlicher Ruhe und Geborgenheit. In Freude lag ich bis zum Morgen wach. Von hier aus verbreitete sich meine Glaubensgewissheit auch auf andere Punkte, Gegenstände, an die ich bisher auch nur «theoretisch» geglaubt hatte: Führung durch den Heiligen Geist. Der Glauben an die Vergebung der Sünden. Und das unerschütterliche Festhalten an der Liebe Gottes. Durch die tägliche Hingabe und das Stillehalten und Schweigen kommt allmählich das ganze bis jetzt undurchsichtige Getriebe, Sorgen und Geschäfte unter das Licht des Geistes. Auch meine wissenschaftliche Tätigkeit wird durch die Führung neu belebt und vertieft.<sup>2</sup>

Was geschah wohl in meinem Vater und durch ihn als Resultat dieser nächtlichen Erfahrung? Achtzehn Monate später sagte er:

Ich möchte ganz persönlich erzählen, wie ich an diese offene Stelle gekommen bin. Es wäre mir lieber, ich könnte mich selber aus dem

Spiel halten, aber wenn ich es täte, würde ich jedem, der auch lieber aus dem Spiele bliebe, eine Entschuldigung geben, sich zu drücken. Aber die Zeiten sind vorbei, da man abstrakt bleiben darf. Wer heute nicht konkret wird, der verleugnet den Geist und die Wahrheit. Vor zweieinhalb Jahren war es also, da begegnete ich einigen Menschen, die nichts Ausserordentliches an sich hatten, aber sie sprachen von Glauben mit einer so durchsichtigen Einfachheit, dass ich davon erfasst wurde. Ich war ja kein Neuling mehr, aber hier sah ich eine ruhige Entschlossenheit, eine unaufdringliche Sachlichkeit, die das, woran ich bisher gewohnt war, tief in den Schatten stellte. Ich wollte auch an dieser Wirklichkeit Anteil haben. Ich ging in den Strassen jener Stadt umher, immer nur an das eine denkend: wie kann ich eine solche Gewissheit des Glaubens bekommen? Ich fragte Gott, was ich tun soll. Da bekam ich eine unerwartete Antwort: «Geh auf die Strasse hinunter.» Ich hörte keine Stimme, es war mehr wie ein Anstoss – eben mit der Richtung nach unten. Ich war ein wenig enttäuscht. Es waren damals in meinem Leben Konflikte, die mir wichtiger und brennender schienen als dieses einfältige Hinuntergehen. Aber je mehr ich mich wehrte, desto deutlicher hörte ich es: «Bekenne dich zu mir, wenn du mich ernst nehmen willst. Gib dich einmal selber preis. Setze deinen guten Namen aufs Spiel. Mach dich nicht kostbar.» Ich muss noch sagen, dass mein Studierzimmer zuoberst in meinem Hause ist. Da wohne ich über allem Getümmel, in einem sicheren Beobachterposten, fern von allem Strassenlärm und Küchengeruch. Es geschah natürlich des öfteren, dass ich hinunterstieg, um meine Frau zu sehen und meine Kinder und meine Studenten und den Steuereinknehmer... Aber ich empfand das zuweilen als eine Art Störung. Es ist nicht gerade angenehm, wenn man tiefsinnig nachgedacht hat über das Schicksal dieser Zeit oder über die Visionen Dantes<sup>3</sup> oder über ein Sonnett Petrarcas<sup>4</sup> oder über einen glänzenden und dunkeln Aphorismus Valéry's<sup>5</sup> – in die niederen Gegenden des Daseins hinabzusteigen, wo jemand mit einem bekümmerten Gesicht einem entgegenkommt, um mitzuteilen, dass die Heizung nicht zieht oder die Haushaltungsrechnung nicht stimmt. Dieser Zusammenstoss der *vita contemplativa* mit der *vita activa*, des Beschaulichen mit dem tätigen Leben führte oft zu Reibungen, Spannungen und Explosionen – ich deute die Dinge nur von weitem an –, und es ist begreiflich, dass ich gerne wieder mich zurückzog in die geweihte und sichere Zuflucht meines Studierzimmers.

Aus meiner Zuschauerstellung heraus – und auch wenn ich auf der Strasse und unter den Menschen war, behielt ich diese Haltung – sah ich den Nächsten von weitem und von oben. Ich ging jedem Zusammenstoss aus dem Weg und fürchtete über alles, in meiner inneren Beschaulichkeit gestört zu werden. Und nun kommt dieser Befehl: «Geh hinunter auf die Strasse.» Ich wusste, was das zu bedeuten hatte. Aber ich wollte es nicht annehmen. Ich wollte mich nur so weit auf eine Sache einlassen, als ich mich jederzeit hätte zurücknehmen können. Ich wollte nichts riskieren. Da sah ich auf einmal, wie ich wirklich war. Ich merkte, wie meine bürgerliche Existenz mir wichtiger war als das Reich Gottes. Und ich schämte mich über mich selbst. Und dann stellte ich mich. Ich sagte zu Gott: «Ich bin bereit, deinen Willen bis ins Letzte hinein zu tun; und wenn du willst, dass ich der Fuss-teppich sei, auf dem alle ihre Schuhe putzen, so möge es sein.» Es war ein einfacher Akt der Übergabe, wie man eine Festung übergibt auf Gnade und Ungnade. Ich erwartete nichts Besonderes. Aber in der folgenden Nacht waren plötzlich alle Dämme gebrochen. Eine unendlich tiefe Klarheit überflutete mich. Ich wusste mit unerschütterlicher Gewissheit, dass ich in der Gegenwart Gottes sei; und alle Unruhe und Besorgnis war gewichen. Und nachträglich bemerkte ich mit Staunen, dass die Befreiung auch in die andern Dimensionen eingebrochen war. Gebundenheiten sind damals abgefallen, die wie die engen Fesseln eines Gefangenen ins Fleisch bis auf die Knochen geschnitten hatten. Und ich bekam einen neuen Blick für die Welt und ihre Ordnungen. Auch in meiner wissenschaftlichen Arbeit fand ich eine neue Tiefe und Klarheit. Das Kostbarste aber ist und bleibt, dass das alles nicht im magischen Kreis des eigenen Ichs sich abspielte, sondern im Gegenteil ein Durchbrechen der persönlichen Sphäre war, ein Offenwerden des Ichs, ein Hineintreten in Zusammenhänge, die weit über das subjektive Erleben hinausreichen.

Wem diese Zusammenhänge aufgegangen sind – und wie viele habe ich seither gesehen, die auf dem Weg zur Tiefe diesen Zugang gefunden haben! –, der versteht das geheimnisvolle, alle räumlichen und zeitlichen Schranken durchbrechende Wort: «Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.» In diesem Nahen des Reiches Gottes, dessen Ausgang und Ende jenseits der Todeslinie liegt, dessen Wirkung aber hier und jetzt geschieht, fallen die trennenden Mauern, wächst die wirkliche Gemeinschaft, weitet sich wunderbar der Alltag. Und das ist – hier und jetzt – Gegenwart Gottes, Befreiung des Menschen, Erneuerung der Welt.<sup>6</sup>

Als mein Vater nach Hause zurückkehrte, war er natürlich mit der Frage konfrontiert, wie er seine neue Erfahrung meiner praktisch denkenden Mutter und uns Kindern vermitteln könnte. So wie es meine Mutter beschrieb, ging er eher ungeschickt vor:

Mein Mann sagte mir: «Komm in mein Studierzimmer hinauf. Wir wollen zusammen einen Augenblick der Stille haben.» Ich sah ihn mit grossen Augen an: «Jetzt, um 8 Uhr morgens? Das ist völlig unmöglich.» Ich hatte so viel zu tun, die Betten, die Kinderzimmer, die Einkäufe. Ich antwortete ihm, dass ich keine Zeit hätte, und gleichzeitig liess ich all meine bitteren Gefühle gegen meinen Mann heraus. Ich sagte im Innern: Ja, er hat Zeit, stille zu sein in seinem Zimmer, wo ihn niemand stört. Er kann schöne Bücher lesen, wo ich so gerne schöne Bücher lesen würde. Ich bin dauernd im Haushalt beschäftigt mit Putzen, Flickern, Glätten, in der Nacht Aufstehen wegen der Kinder. Mein Mann sagte dann: «Wir wollen es trotzdem versuchen, nur fünf Minuten.» Ich seufzte und hatte Lust, Nein zu sagen. Ich bin trotzdem gegangen, war aber unglücklich, weil ich mit meinem Mann unwirsch gewesen war, weil ich etwas von meiner Zeit opfern sollte... Mein Mann las einen Vers aus der Bibel vor. Ich war erschüttert. Ich dachte, es stimmt irgend etwas nicht. Dann bat ich Gott, mir zu zeigen, was nicht stimmt, und es kam mir der Gedanke: du hast aus deinem Haushalt einen Götzen gemacht. Es war eine furchtbare Entdeckung, besonders als mir mein Mann sagte, dass er es schon lange gewusst habe. Er habe versucht, mir das zu sagen, aber ich hätte nicht zugehört...<sup>7</sup>

Was diese einfachen Entdeckungen meiner Eltern für uns Kinder zur Folge hatten, wird in einigen der späteren Kapitel zur Sprache kommen.

Im gleichen Jahr, 1932, in dem das Leben meines Vaters eine ganz neue Richtung nahm, geschah etwas Ähnliches mit zwei anderen Menschen, und zwar in der gleichen Stadt, Genf. Baron Wilhelm von Hahn, ein Balte, war für das Deutsche Nachrichtenbüro in Genf beim Völkerbund akkreditiert und hatte die Aufgabe, alles, was im Völkerbund und mit den darin Beschäftigten geschah, nach Berlin zu berichten. Während er ein überzeugter Lutheraner war, stammte seine Frau aus einer katholischen österreichischen Aristokratenfamilie. Eine Tante von Baron von Hahn hatte, wie mein Vater, vom Besuch in Genf von Frank Buchman gehört und hatte alles getan, um ihren Neffen mit ihm und seinen Leuten zusammenzubringen. Das war allerdings das Letzte, was der Baron selbst im Sinne hatte. Da bekam er einen Auftrag aus Berlin, Frank Buchman zu interviewen. Und als

das Interview, in einem Winterkurort im Jura, zu Ende war, brach ein Schneesturm über die Gegend herein. Baron von Hahn musste mit Buchman und seinen Leuten das ganze Wochenende verbringen, was dann für ihn eine völlige Neuorientierung seines Lebens mit sich brachte.

Baronin von Hahn fand es nicht leicht, sich in der Welt der Balten und der Lutheraner zurechtzufinden. Ihr Genfer Arzt pflegte im Sommer in den Urlaub zu gehen und sich von einem Freund, Dr. Paul Tournier, vertreten zu lassen. Die Baronin scheint in jenem Sommer eine noch schwierigere Patientin gewesen zu sein als üblich. Als Tournier im Herbst seinen Freund traf, fragte dieser: «Erinnerst du dich an die Baronin?» «O ja», antwortete er, «so schnell vergisst man nicht...» Darauf sein Freund: «Weisst du, sie hat sich geändert.» Tournier konnte es kaum glauben und bat seinen Freund herauszufinden, wodurch diese Änderung geschehen war. Als er hörte, dass sie mit ihrem Mann an einer Tagung in der deutschen Schweiz teilgenommen hatte, schlug er vor, die Baronin zu bitten, ein Treffen mit den Verantwortlichen dieser Begegnung zu organisieren.<sup>8</sup>

Tournier und sein Freund fanden sich vier Männern gegenüber, einem hohen Beamten des Völkerbundes, Jan de Bordes, und drei Zürchern: meinem Vater, dem Theologieprofessor Emil Brunner (siehe nächstes Kapitel) und dem Psychiater Dr. Alphonse Maeder (der später mein Patenonkel werden sollte). Anlässlich der goldenen Hochzeit meiner Eltern im Jahre 1965 beschrieb Tournier in einer Botschaft diesen für ihn so entscheidenden Abend:

Man kann sich nicht immer an das genaue Datum einer ersten Begegnung mit einem Freund erinnern, aber wenn ich an Dich denke, Theo, sehe ich mich an diesem Abend des 23. November 1932, an dem wir uns das erste Mal trafen, bei Henri Necker an der Rue Calvin in Genf. Dieser Abend war der grosse Wendepunkt meines Lebens... Wir stellten Euch abstrakte Fragen, und Ihr antwortetet uns mit gelebten Erfahrungen. Das war der Wendepunkt, zu dem Ihr uns damals geholfen habt...<sup>9</sup>

Tournier nahm dann auch an einem internationalen Treffen der Oxfordgruppe in Oxford teil, wo er Frank Buchman über den Zusammenhang zwischen persönlichem Leben und Beruf sprechen hörte. Er schrieb später, er verdanke Frank Buchman «meine ganze berufliche Laufbahn, diese neue Ausrichtung, die ich für das Verständnis der Medizin entwickeln konnte.» Er widmete Buchman sein erstes Buch *Krankheit und Lebensprobleme*, das in verschiedenen Sprachen sehr hohe Auflagezahlen erreichte.

Die Beziehungen zwischen den Familien Spoerri und von Hahn, die im Jahre 1932 in Genf ihren Anfang gefunden hatten, vertieften sich im Laufe der Jahre, auch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die «nächste Generation» in beiden Familien traf sich im Rahmen der Weltarbeit der Moralischen Aufrüstung – die aus der Oxfordgruppe herauswuchs – wieder. Fulvia von Hahn und der Autor heirateten im Dezember 1958 in Zürich.

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Th. Sp. an H. Sp.

<sup>2</sup> Eigenbericht über den Besuch in Genf.

<sup>3</sup> Dante Alighieri (1265–1321), italienischer Dichter. Autor der *Göttlichen Komödie*, zu der Theophil Spoerri eine Einführung schrieb. (Speer Verlag, Zürich 1946).

<sup>4</sup> Francesco Petrarca (1304–1374), italienischer Dichter.

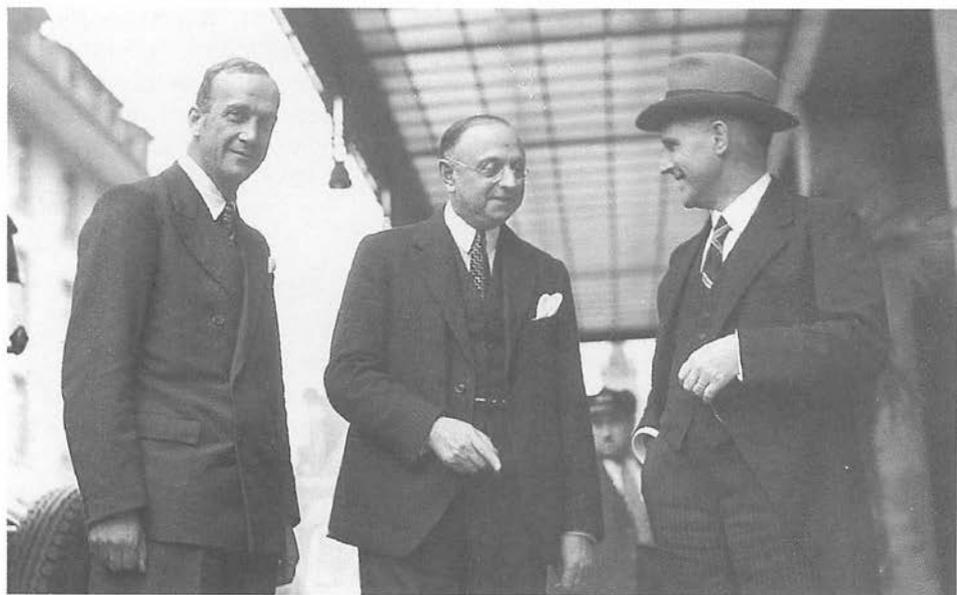
<sup>5</sup> Paul Valéry (1871–1945), französischer Dichter.

<sup>6</sup> Einige Eindrücke von Genf (1932).

<sup>7</sup> Unveröffentlichtes Manuskript.

<sup>8</sup> Paul Tournier, *Antwort, die das Leben gibt* (Herderbücherei, Freiburg 1987), S. 196, ebenfalls in *Vivre à l'écoute* (Editions de Caux, Lausanne 1984), S. 19–22.

<sup>9</sup> Paul Tournier im Erinnerungsbuch für die goldene Hochzeit von Th. und H. Sp.



Theophil Spoerri mit Frank Buchman (Mitte) und Professor Emil Brunner in Genf.

PROF. DR. THEOL. EMIL BRUNNER

ZÜRICH,  
KLUSDÖRFLEI 12

Lieber Theo,

Hier dein opusculum zurück! Ich habe es gerne  
gesehen & freue mich über dieses schöne kleine  
Zusatz. Eine Frage: Könntest du vielleicht die Bot-  
schaft von der Vergebung noch in einem Satz einbringen?

Mit herzlichem Gruß  
Emil

Einer der wenigen handgeschriebenen Briefe von Emil Brunner an Theophil Spoerri. Die übrigen waren alle maschinengeschrieben. Beim erwähnten «opusculum» muss es sich entweder um «Der Herr des Alltags» oder «Vom befreienden Glauben» handeln, zwei kleine Bücher, die mein Vater in diesen Jahren geschrieben hatte und die in viele Sprachen übersetzt wurden.

## 4. Emil Brunner, Theophil Spoerri und Frank Buchman – der Aufbruch der dreissiger Jahre

In den frühen dreissiger Jahren ging von Genf aus eine Welle geistiger Erweckung über die ganze Schweiz hinweg. Mein Vater wurde, wie im letzten Kapitel schon beschrieben, sehr früh in diesen Wirbel hineingezogen und übernahm nationale Verantwortung für die Verbreitung einer Idee, deren Kraft und Wirkung er schon am eigenen Leib erfahren hatte.

Als jüngstes von drei Kindern bekam ich zunächst mehr atmosphärische Änderungen im Familienklima zu spüren, die aber durchaus positiv waren. Und dann erlebte ich, wie auch in meiner Pfadfinder-Abteilung die neue Idee überall um sich griff. Es war einer meiner Pfadfinderführer, der mir meine erste eigene Erfahrung von Wiedergutmachung vermittelte. Ich hatte ihm erzählt, dass eine Gruppe von uns Schülern sich bei einem Schulausflug einige Eskapaden geleistet hätte, und er bestand darauf, dass ich dies mit meinem Lehrer in Ordnung bringen sollte. Herr Scherrer, mein Lehrer, ein strenger Mann mit einem eindrucklichen Spitzbart, war dann sehr grosszügig und liess mich ohne Strafe gehen – was sonst gar nicht sein Stil war. Ich hatte ein gutes Gefühl, hatte ich mich doch selbst überwunden.

Die Arbeit meines Vaters entwickelte sich natürlich auf einer ganz anderen Ebene. Der Gründer und unbestrittene Leiter der Oxfordgruppe war Frank Buchman, der in der ganzen Schweiz viele offene Türen fand und in meinem Vater eine Persönlichkeit sah, auf die er sich in seiner Strategie zur Gewinnung der Schweiz stützen konnte. Meinem Vater war es gelungen, einen seiner Kollegen von der Universität Zürich, den in ganz Europa bekannten Theologen Emil Brunner, zu überzeugen, sich einmal die ganze Sache aus der Nähe anzuschauen. Dies geschah an einer Tagung in Ermatingen am Bodensee, im Jahre 1932. Brunners ältester Sohn Hans Heinrich beschrieb in seinem 1986 erschienenen Buch *Mein Vater und sein Ältester*, was damals geschah:

Das Ereignis hatte beträchtliche Konsequenzen. Der väterliche Besuch galt einer Tagung in Ermatingen, zu der einige Freunde meinen Vater dringlich eingeladen hatten. Diese Freunde waren zuerst in Genf, dann in Zürich einer Gruppe von Leuten aus Amerika, England, Kanada und Südafrika begegnet, deren unkonventionelles Christentum sie tief bewegte. Angesteckt vom Geist und von den Erfahrungen dieses «Teams» – das war damals ein ganz neues und vielversprechendes Wort! – lag ihnen daran, mit dieser Gruppe gemeinsame Sache zu machen. Treibende Kräfte unter den Schweizern waren der Genfer Arzt

Paul Tournier, der Zürcher Romanist und Universitätskollege meines Vaters, Theophil Spoerri, sowie unsere Tante Lydi de Trey-Brunner... Von der Ermatinger Tagung kehrte mein Vater sichtlich beschwingt zurück. Wir spürten, dass etwas Wichtiges vorgegangen war. Für die nächsten Jahre gehörte er zu den massgeblichen «Gruppenleuten» in der Schweiz... Die elterlichen Erfahrungen in der Gruppenbewegung wirkten sich auf das Familienleben aus. Peter und ich, die beiden älteren Söhne, wurden auf bisher unbekannte Weise auch bei sehr persönlichen Problemen ins Vertrauen gezogen. Damit erlebten wir aus der Nähe, was dem Wirken meines Vaters auch im Ganzen der Gruppenbewegung entsprach. Er ging von der eigenen Erfahrung aus, dass hier tatsächlich Erweckung im neutestamentlichen Sinn am Werk war. Er sah Menschen um sich, die das landläufige Christentum kalt gelassen hatte, die sich nun aber nicht nur fröhlich zu Christus bekannten, sondern daraus auch praktische, oft einschneidende Folgerungen für ihren persönlichen und beruflichen Weg zogen.<sup>1</sup>

In einem Brief an einen Freund beschrieb mein Vater etwas von dem, was in diesen Monaten in Zürich geschah:

Seit diesem Januar sehe ich Menschen in Scharen zu Christus kommen aus allen Ständen und Altern. Menschen, die nie in die Kirche gekommen wären, junge Leute... einfache, schüchterne Christen.

Wir müssen die offenen Abende in Zürich einstellen, weil zu viele Leute kommen und die Säle zu klein werden. Alle Gruppen in Privathäusern sind beständig überlaufen. Wir machen keine Propaganda. Wir wehren eher die Leute ab. Aber wir haben nicht genug Zeit und Raum, um all die Hungrigen aufzunehmen. Als ich das letzte Mal eine Gruppe in meinem Hause hatte, musste ich das Nebenzimmer aufmachen, die Leute mussten am Boden sitzen. Es waren wohl mehr als sechzig Leute da...<sup>2</sup>

Ein solcher Durchbruch des Geistes war natürlich auch mit grossen Spannungen verbunden. Es gab die Spannung zwischen denen, die ohne zurückzuschauen vorwärtsstürmen wollten, und denen, die nach guter traditioneller Schweizer Art vorsichtig jeden Fortschritt zuerst konsolidieren wollten. Es gab die Spannung zwischen denen, die innerhalb der existierenden Strukturen – vor allem der Kirchen – arbeiten wollten, und denen, die alle Gruppen, auch diejenigen, die mit organisierter Religion nichts zu tun hatten, einbeziehen wollten. Schliesslich gab es die Spannung zwischen denen, die in die Weite gehen wollten, und denen, die die ganze Bewegung

in einem tieferen Glauben verwurzeln wollten. Mein Vater, Emil Brunner und Frank Buchman standen mitten in diesen Auseinandersetzungen drin. Sie waren alle drei gestandene Männer, die aber sehr verschiedene geistige Wurzeln und Lebensgeschichten hatten und auch charakterlich nicht immer zur demütigen Zusammenarbeit neigten. Buchman, ein amerikanischer Lutheraner, wusste genau, wohin er gehen wollte. Brunner, der vorsichtige Schweizer Zwinglianer, war eher eine Bremsernatur, hatte aber auch plötzliche explosive Augenblicke, in denen er vorwärtsstürmen wollte. Mein Vater kam von der methodistisch-pietistischen Tradition her, war ein geborener Vermittler und hatte deswegen auch eine besondere Sensibilität für die Kritik von seiten anderer Menschen.

In einem seiner ersten Briefe schreibt Brunner an Buchman:

Ich bin beständig im Gespräch mit Ihnen, aber ich bedaure es schwer, dass dieses Gespräch nur ein Monolog ist. Ich fühle, dass ich jetzt bereit wäre, aktiv an einer House Party<sup>3</sup> teilzunehmen und dass ich das nötig hätte. Ich habe seit vielen Jahren gefühlt, dass meinem religiösen Leben etwas Entscheidendes fehlt, dass ich dieses Entscheidende nur in Gemeinschaft mit anderen bekommen könne und dass es sich um einen «Ruck» handle, der einer fatalen Doppelheit in meinem Leben ein Ende machen müsse...

Nun ist wohl hier manches geschehen. Ich hatte eine gründliche Aussprache mit Spörrli, wo ich ihn in die dunklen Ecken meines Lebens hineinschauen liess und ihm nichts vorenthielt... Und nun sehe ich genau, dass meine Freunde in Zürich mir nicht weiterhelfen können, da sie selbst nicht weiter sind. Aber das ganze uneingeschränkte Vertrauen habe ich freilich fast allein zu Ihnen. Sie wissen es ja, Theologen sind the most difficult cases, und gar «führende» Theologen, die selbst schon viele zu Christus führen durften, sind wohl die allerschwierigsten. Ich möchte eine Reihe von Tagen ja am liebsten eine längere Zeit in Ihrer Gemeinschaft, in Ihrem Gebet, in Ihrer Zucht leben und aus Ihrer persönlichen Erfahrung lernen...<sup>4</sup>

Im nächsten Brief bittet Brunner Buchman inständig, nach Zürich zu kommen:

Kommen Sie nicht nach Zürich? Zürich ist für Sie das Einfallstor in die germanische Welt, der strategische Punkt: es kommt ungeheuer viel darauf an, dass es in Zürich recht wird... Sie müssen selbst kommen. Die Zürcher sind zu schwach, um anderen das zu geben,

was sie empfangen haben... Am ehesten hat es Spoerri erfasst; aber auch bei ihm fehlt die frische «weltliche» Männlichkeit, die bei Ihrem Team gerade das ist, was die Sache vom üblichen pietistischen Typus unterscheidet.<sup>5</sup>

Brunner macht dann einen ersten Versuch, seinen Kollegen – und oft Rivalen – Karl Barth für die Ideen der Oxfordgruppe zu gewinnen. Er schreibt:

Am Freitag Nacht kamen wir in Zürich an, am nächsten Morgen war Karl Barth<sup>6</sup> bei mir. Das Gespräch verlief zwar freundlich, aber in bezug auf die Oxfordbewegung negativ. Barth ist so eingehüllt in seine Theologie, dass er von vornherein alles, was nicht dazu stimmt, ablehnt. Er nimmt schweren Anstoss daran, dass die Oxforder, statt das Evangelium zu verkünden, von ihren Erlebnissen sprechen... Am Montag drauf fuhr ich nach Basel, um mit Thurneysen<sup>7</sup> zu sprechen. Er hatte dieselben Bedenken wie Barth, war aber, wie ich erwartet hatte, viel offener für das Neue... Es leuchtete ihm ein, als ich ihm sagte, die Oxfordbewegung sei eine seelsorgerliche Erweckungsbewegung, die die Predigt der Kirche nicht ersetzen, sondern die Menschen darauf hinführen und andererseits die Verkündigung bei ihnen persönlich fruchtbar machen wolle... Vielleicht dass es möglich wäre, ein meeting für Pfarrer abzuhalten – nur solche Pfarrer, die von vornherein bereit sind, zu hören und zu lernen, nicht zu kritisieren. Auch Thurneysen möchte Sie sehr gern sehen und einiges von Ihnen persönlich hören. Thurneysen aber ist Barths Ohr.<sup>8</sup>

Auch im Oktober 1932 ist Brunner noch in der Offensive:

Ich habe mit Gogarten<sup>9</sup> lange gesprochen. Thurneysen kam auch noch dazu. Wir drei suchten Spörri auf, der eben von Breslau heimgekommen war. Es war ein sehr gutes Gespräch. Spörri war ausgezeichnet. Es hat sehr gut getan. Immerhin sind die beiden immer noch sehr à distance...<sup>10</sup>

Aber auch schon im gleichen Monat muss mein Vater als Vermittler oder Übersetzer zwischen Buchman und Brunner agieren. Buchman schreibt ihm:

Ich wünschte, ich könnte mit Dir sprechen. Ich habe einen langen, rätselhaften Brief von Emil erhalten. Er hatte mir vorgeschlagen, dass ich ganz offen mit ihm sein sollte, aber wenn ich ihm sage, was ich

denke, antwortet er nicht mit der Freundlichkeit, die man erwarten würde. Natürlich gibt es die alte Schwierigkeit von Missverständnissen in einer Korrespondenz, aber gleichzeitig zeigt sich seine alte Unfähigkeit, das Leben in der Mannschaft und unsere wirkliche Arbeit zu verstehen... Ich habe ihm in einem möglichst leichten Ton geschrieben, aber ich realisiere auch, dass wir die grossen Prinzipien, für die unsere Gemeinschaft steht, nicht verraten dürfen. Er scheint nicht ganz zu verstehen, dass diese Gemeinschaft die Frucht der Kirche Christi ist, und dass dies ein Ort ist, wo ein Elefant schwimmen und ein Lamm waten kann...

Ich bin mitten im Packen vor der Abreise... aber ich betrachtete diese Frage als so wichtig, dass ich Dir schreiben musste, denn es ist etwas, was nur Du allein tun kannst. Ich habe vollstes Vertrauen in Dich. Du hast eine nette Art, Menschen nicht loszulassen und sie zu ihrem Höchsten anzuhalten. Grosse und wichtige Türen haben sich geöffnet, und Gott ist fähig.<sup>11</sup>

Es gab dann doch noch einiges, was zwischen den drei Männern – und dann auch zwischen Brunner und seiner Schwester Lydi de Trey und deren Tochter Helen<sup>12</sup> – immer wieder zu harten Auseinandersetzungen führte. Primär ging es bei Brunner, wie es auch nicht anders zu erwarten war, um *theologische* Fragen. In einem Brief an meinen Vater schreibt er:

Wir dürfen nicht so reden, als ob wir in dieser Zeit durch den Heiligen Geist oder die Kraft Jesu Christi im empirischen Sinn neue Menschen würden. Das Urböse wird ja nicht ausgerottet, auch nicht beim grössten Heiligen. Du sagtest, wir dürften der Kraft Christi keine Grenze setzen. Doch, das müssen wir sogar, weil er selbst es tut mit der Verheissung der zukünftigen Erlösung...

Wir müssen einmal gründlich davon sprechen, gelt. Du fassest es auch nicht als Vorwurf auf. Du hast ja merken können, wie gern ich dein Mitstreiter bin und wie wenig ich mich in Sachen Glaubenserfahrung als Führer aufspielen mag. Aber in der Erkenntnis muss ich eben immer wieder meines Amtes walten und tue es auch gern, ohne das meine zu suchen. Wir dürfen nicht um der Ausbreitung auf der Ebene der Alltagsempirie willen die eschatologische Tiefe des Evangeliums verraten.<sup>13</sup>

Theophil Spoerri antwortet dann:

Die Bergpredigt ist sicher ohne eschatologischen Hintergrund unverständlich und doch endet sie mit dem gewaltigsten «challenge», das man sich denken kann: Jeder, der diese meine Worte hört und sie tut... und sie nicht tut.

Es ist mir ja auch klar, dass dieses Tun nicht anders geschieht als im Glauben an Jesus Christus, aber dieser ganz ungeheure Akzent, der hier auf das wirkliche Tun gegenüber dem blossen Hören fällt, scheint mir ebensowichtig zu sein als die Unterscheidung zwischen dem, was im ersten Kommen Christi und dem, was im zweiten Kommen geschehen kann...

Ich glaube, dass das wirklich etwas Entscheidendes ist, von wo aus man von der Gnade spricht. Ob es vom Boden dieses armseligen, aber überaus gewichtigen Alltags ist, wo alles, was geschieht, klein ist und den Geruch des Schweisses hat oder vom Boden einer gesicherten und reinen theologischen Lehre aus, wo alle Räder tadellos funktionieren, aber wo es keine Zähne und Transmissionsriemen hat, die ins Getriebe des alltäglichen Lebens hineingreifen.

Eine neue Zeit des Redens hat begonnen, eine Zeit, da die Steine schreien, da die Menschen in ihrer Existenz gepackt werden müssen und gepackt werden wollen, da diejenigen, die da Rede und Antwort stehen aus ihrer Existenz heraus – aus ihrer armseligen und sündigen Existenz heraus und nicht aus ihrem souveränen Denken – reden. Eine Gruppe, das sind ein paar wirkliche Existenzen – unverdeckt voll Mängel und Fehler – aber leuchtend vom Widerschein der göttlichen Gnade.

Die Gruppe spricht sicher weniger gut von Gott als die Theologen, aber es könnte sein, dass es Gott selber weniger wichtig wäre, dass man gut von ihm spricht, als dass man überhaupt auf dem Boden steht, wo er allein mit sich reden lässt.<sup>14</sup>

Brunner geht in seiner Antwort nur teilweise auf diese Argumente ein:

Ein Wort zu Deiner Auslassung über die Theologie. Nicht darum geht es mir, die Theologie gegen die Erfahrung auszuspielen, sondern darum die biblische Theologie gegen eine Theologie des pietistischen Bekehrungserlebnisses geltend zu machen... Ich fühle mich doch in manchem an die Geschichte des Pietismus erinnert bei vielem, was in der Gruppe vorgeht. Nun ist das für mich nicht wie für Barth ein rotes Tuch, aber es ist doch immer gut, wenn jemand da ist, der um diese

Gefahren weiss. Ich, Emil Brunner, sitze ganz gehorsam und unkritisch dankbar unter den Hörern, wenn Ihr Eure Zeugnisse ablegt, und versuche in meiner Weise mit Euch Schritt zu halten, aber dann ist noch Emil Brunner der Theologe da, – eigentlich nur dann, wenn er aufgeboten wird, und der muss dann sein Gewicht dahin im Schiffelein stellen, wo es «heldet».

Ich weiss, dass Gott auch an mir schafft, und ich bin unendlich dankbar für das, was ich durch die Gruppe empfangen habe und immer wieder empfangen. Ich glaube, ich fange auch an, etwas an Hochmut, Ehrgeiz und Selbstsicherheit zu verlieren, sozusagen an Ichspeck. Was gäbe ich darum, wenn diese Magerkur erfolgreich wäre. Aber mein theologisches Denken darf ich nicht drangeben...<sup>15</sup>

In einem Brief, den Vater in den gleichen Wochen an Frank Buchman richtete, versucht er diesem seine eigene momentane Situation zu beschreiben, in der er seit Anfang 1932 zwei Tätigkeiten miteinander zu vereinen suchte, die beide seine volle Zeit und sein volles Herz beanspruchten. Als Universitätsprofessor hatte er nicht nur Vorlesungen vorzubereiten und sich um die Studenten zu kümmern; es wurde von ihm auch erwartet, dass er wissenschaftlich arbeiten und Neues publizieren würde. Gleichzeitig verlangte auch die nationale und internationale Arbeit der Oxfordgruppe seine volle Aufmerksamkeit, und beide Seiten forderten von ihm mehr, als er geben konnte. Er schrieb:

Ich wäre bereit gewesen, meine Stellung aufzugeben und mit meiner ganzen Familie auf Glauben und Gebet zu leben. Aber jedesmal, wenn ich diese Frage vor Gott bringe, werde ich wieder in meinen Beruf zurückgeschickt. Es wurde mir deutlich gezeigt, dass es wichtiger ist, in meinem Fall, an meinem Posten zu bleiben und da für Christus zu zeugen, als in die Welt hinauszugehen. Es gibt wandernde Apostel und sitzende Apostel. Den einen sagt Christus: Komm heraus aus deinem Haus, den anderen: Geh einmal richtig in dein Haus hinein. Für viele Menschen ist es wichtig, dass sie sehen, man kann Christus nachfolgen, indem man seine weltlichen Aufgaben ernst nimmt. Das ist auch ein Stück Reformation.

Damit eine Erweckung über die ganze Welt hin lebendig werden kann, muss sie neben dem Zug in die Weite auch den Zug in die Tiefe haben. Nun weiss ich ganz wohl, dass wir in der Schweiz nicht tief-sinniger noch tiefgründiger sind als die Engländer. Aber ich betrachte die ganze Arbeit in der Schweiz nur als eine Vorstufe für die Arbeit in Deutschland. Die Schweiz kann vielleicht der Umformer sein, ein

Laboratorium, wo das Gruppenexperiment durchprobiert wird, damit es dann, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist, bereit zur Anwendung ist.

Die Gruppe hat uns einen wunderbaren Dienst getan. Sie hat uns auf den Boden gestellt, wo etwas geschieht. Wir waren vorher zum grossen Teil in der Luft des Denkens, der Gefühle, der Systeme. Nun wissen wir, wo man stehen muss, wenn man wirklich mit Gott und dem Nächsten zu tun haben will. Aber nun kommt das andere: Das, was geschieht, muss geistig geklärt und geläutert werden. Wir wollen nicht eine neue Theologie, ein neues System machen, aber wir glauben, dass das, was geschieht, durchsichtig gemacht werden muss, dass der Deutsche auch in seinem Geist getroffen wird. Der Deutsche ist eben so gemacht, dass er immer mit seinem Geist auch dabeisein muss. Auch der Weltmensch, der Industrielle, der Politiker will geistig erfasst werden. Sie haben selber in Ermahnungen gesagt: Deutschland muss durch ein Buch bekehrt werden. Das ist wirklich ein genialer Satz. Die Menschen müssen klar werden wie ein Buch und die Bücher wirklich wie ein Mensch.<sup>16</sup>

Während die zweite Hälfte des Jahres 1933 und der Anfang von 1934 weitgehend dem Denken für und den Besuchen in Deutschland gewidmet sind – was im nächsten Kapitel behandelt wird –, kommt es im Sommer 1934 noch einmal zu einer sehr harten Auseinandersetzung zwischen Brunner und Buchman. Brunner beklagt, was er «innere Umstellung» nennt, die dadurch gekennzeichnet sei, dass die «Parole: Weltrevolution» und «creative thinking – big vision» (schöpferisches Denken – grosse Vision) als «Hauptsache in den Mittelpunkt» rücke. «Da ist mir nun, je länger ich mich mit der Sache innerlich auseinandersetze, bange geworden, es könnte nun auch diese Sache bereits der Geist Amerikas, welcher der Ungeist der Zahlen ist, ergriffen haben.»<sup>17</sup> Brunner fürchtet, dass das, «was in der Schweiz an selbständiger Prägung der Gruppenbewegung entstanden ist... als Fehlentwicklung, als minderwertige verbürgerlichte Form der englisch-amerikanischen Bewegung angesehen» würde.

Der Brief endet mit einem persönlichen Appell an meinen Vater: «Lieber Theo, du hast jetzt eine ganz ungeheure Verantwortung. Vielleicht hängt's – menschlich gesprochen – an dir, ob der Impuls des Heiligen Geistes, der bis jetzt durch die Gruppe gewirkt hat, erhalten bleibt oder verpufft. Gott sei mit dir.»

An einer im August stattfindenden grossen Tagung der Oxfordgruppe in Thun nimmt Buchman nicht teil. Brunner stellt sich wieder ganz in den Dienst der Bewegung. Mein Vater schreibt Buchman:

Ich habe gestern abend, bevor Ihr Brief kam, lange mit Emil geredet. Es war ein gutes Gespräch. Emil ist bereit, sich ganz für die Gruppe einzusetzen. Wir werden als Zürcherteam ein Pamphlet herausgeben: «Die Botschaft von Thun». Emil wird darin ein ganz positives Zeugnis von dem Grossen, was er in Thun erfahren hat, geben. Er wird sicher auch ein Wort sagen von seinen früheren Bedenken. Er ist bereit, seine ganze bürgerliche und theologische Existenz für die Botschaft des Evangeliums einzusetzen, wie er sie in der Gruppe erfahren hat.<sup>18</sup>

Der Brief von Buchman an Brunner, der hier erwähnt wurde, ist allerdings alles andere als Lobgedusel. Er schreibt darin:

Das Kreuz hat eine grössere Bedeutung, als die, die du bis jetzt erkannt (oder vielleicht gerade erst realisiert) hast. Es kennt keine Beschränkung durch den Kanal (English Channel). Die ausgestreckten Arme Christi sind für alle da, die Schweizer eingeschlossen (mit denen ich stolz bin, durch meine Ahnen verbunden zu sein, obwohl mein Bürgerrecht nicht von dieser Welt ist).

Das Dokument, das wirklich revolutionär wäre, wäre eines, in dem du die absolute Wahrheit über dich selbst schreiben würdest. Dies entspräche einem wahren Prinzip der Gruppe – nicht höher als über die eigene Erfahrung zu sprechen. Der Artikel könnte den Titel tragen DIE BEKENNTNISSE EINES THEOLOGEN. Der heilige Augustin besass eine solche mutige Ehrlichkeit über sich selbst, und so wurde sein Werk unsterblich... Ich habe immer gehofft, dass du über Gesichtspunkte herauswachsen und eine Magna Charta schreiben würdest, die den Theologen Freiheit und Kraft bringen würde... und dass du eine tatkräftige Rolle in der christlichen Revolution spielen würdest, ohne die unsere Zivilisation verdammt ist.<sup>19</sup>

Auch mein Vater bekommt Post von Buchman, der gerade in Baden-Baden weilt:

Es gibt eine zusätzliche Gefahr, die ich bei den Schweizern sehe, dass sie die Botschaft ihrem eigenen Tempo angleichen und dem anpassen wollen, was ihnen richtig scheint. Sie denken, dass sie gewisse Besitzrechte haben und dass ihr Blut anders ist als das der andern... Was zählt, ist nicht, was wir schätzen oder wollen, aber was wir brauchen, und schliesslich ist es, was die Botschaft des Evangeliums enthält.<sup>20</sup>

Die Antwort von Emil Brunner lässt nicht auf sich warten. Unter Punkt fünf – die anderen Punkte wiederholen Brunners alte kritische Fragen – schreibt er:

Ihre Idee, dass ich ein Buch «Bekenntnisse eines Theologen» schreiben solle, hat sowohl meine Fantasie wie auch mein Gewissen berührt. Ich bin bereit, es zu schreiben, wenn ich dazu den inneren Impuls verspüre. Theologischer Stolz hat in meinem Leben eine grosse Rolle gespielt und hat Gottes Werk in mir und durch mich oft behindert.<sup>21</sup>

Unterdessen war aber Frank Buchman einen grossen Schritt weitergegangen. Im Jahre 1935 wurde ihm in verschiedenen Ländern Europas die Möglichkeit gegeben, die Ideen der Oxfordgruppe der grossen Öffentlichkeit anzubieten. Es war Buchmans Vision, dass die neutralen Länder, die Deutschland umgaben, eine grosse Chance hätten, den Lauf der Ereignisse im grossen Nachbarn zu beeinflussen. Auf Einladung des Präsidenten des norwegischen Parlamentes, Dr. C. J. Hambro, wurde Frank Buchman und seiner Mannschaft, zu der auch mein Vater gehörte, die Gelegenheit gegeben, einen grossen Teil der norwegischen Bevölkerung zu erreichen. Mein Vater beschreibt den Höhepunkt dieses Einsatzes:

Gestern war ein Haupttag in Oslo, am Abend ein grosses Schlussmeeting in den Logen<sup>22</sup>. Etwa 1200 Menschen schon eine halbe Stunde vorher im Saal, nachher wurde er geschlossen, und in zwei Stunden vierzig Menschen sprechend, die meisten norwegisch. Ich sprach, von Hambro übersetzt, über «the new leadership» mit Beispielen aus meinem lieben, kleinen, steinigen Vaterland...

Ich glaube jetzt, dass auch ein Volk wiedergeboren werden kann. Ich weiss nicht, wie es geschehen kann, aber ich weiss, dass der Ruf Gottes an das Volk geht, nicht nur an den einzelnen. Und ich glaube es, nicht weil ich so viel in Norwegen gesehen habe, sondern weil mir der Glaube geschenkt worden ist.

In alledem bleibe ich der ruhige Schweizerbube, der ich bin. Ich sehe ganz genau, welche Fehler gemacht werden (wo werden keine Fehler gemacht?). Ich bleibe auch beharrlich bei meiner Meinung, wenn auch das halbe Team mich da zurechtweist, wo ich weiss, dass ich meiner Überzeugung treu bleiben soll. Aber was spielt das für eine Rolle gegenüber dem, dass hier wirklich der lebendige Christus am Werk ist und eine Gemeinschaft schafft, wie ich sie nirgends sonst in der Welt sehe.

Wenn wir auch manchmal nicht ganz theologisch richtige Vorstellungen von seinem Reiche haben, so glaube ich, dass er uns nicht dafür bestrafen wird, dass wir das Kommen seines Reiches zunächst ganz konkret und massiv genommen haben. Das ist vielleicht der richtige Glaube, der so massiv, so konkret als möglich ist.<sup>23</sup>

Die Schweizer, die wie mein Vater in Skandinavien mit Buchman gearbeitet hatten, luden ihn ein, auch in die Schweiz zu kommen. Bundespräsident Rudolf Minger hiess ihn und seine 250 Begleiter herzlich willkommen. Wie auch in Skandinavien waren die Säle, in Genf die Kathedrale, bis zum letzten Platz gefüllt. Es gab Treffen für Ärzte, für Arbeitslose, für Universitätsprofessoren und für Hoteliers. Mein Vater schreibt:

Was sich aus den Massenversammlungen und den zahllosen persönlichen Kontakten ergeben hat, ist schwer zu ermessen. Für viele fand unzweifelhaft die entscheidende Wendung ihres Lebens statt. Man hätte auch von einer atmosphärischen Änderung sprechen können. Etwas Neues drang sozusagen durch die Fensterritzen ein. Der Geschäftsmann, der ganz allein in seinem Büro sass, fühlte ein leises Unbehagen, wenn er sich anschickte, seine lieben Mitbürger zu betrügen. Das öffentliche Gewissen war empfindlicher geworden. Der Finanzdirektor eines Kantons berichtete, dass nach dem Eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag 6000 Steuereingänge verzeichnet worden seien. Das sei in der Finanzgeschichte der Republik noch nie vorgekommen.<sup>24</sup>

Aber auch an negativen Reaktionen fehlte es nicht. Am stärksten waren die Widerstände bei manchen «gutgesinnten» Schweizern. In seiner Biographie von Frank Buchman *Dynamik aus der Stille* beschreibt Vater, wie er die Reaktion der Schweizer empfand:

Frank Buchman war in der Tat für viele ein Stein des Anstosses. Er hatte in seinem Auftreten etwas Herausforderndes, das Widerspruch hervorrief. Er, der von seiner Herkunft her eine besondere Liebe zur Schweiz hatte, war um so empfindlicher für das Unverständnis und die Widerstände, die sich ihm mehr und mehr entgegenstellten. «Die Schweizer sind wie eine Gummiwand», bemerkte er im Gespräch mit einem engen Mitarbeiter. «Man meint, man habe sie einen Schritt weitergebracht, und kaum sind sie sich selber überlassen, so sind sie wieder wie vorher.»<sup>25</sup>

Wenn einmal die grossen Aktionen vorbei waren und die Ausländer das Land verlassen hatten, wurde es für meinen Vater besonders schwer. Emil Brunner war nur einer von denen, die einerseits mitmachen wollten, andererseits aber klare Bedingungen für ihre Mitarbeit stellten, die weder mein Vater noch sonst jemand erfüllen konnte. Dabei waren sich alle sowohl der Krise in der Welt wie auch der Bereitschaft in den Herzen der Schweizer bewusst, etwas Grosses für die Welt und für Gott zu tun. Alle fanden sich dann noch einmal zusammen, als beschlossen wurde, im Comptoir Suisse in Lausanne, in einer Halle, die zehntausend Menschen aufnehmen konnte, zu einer geistigen Mobilmachung des ganzen Landes aufzurufen.

Auch Brunner macht hier wieder mit und schreibt Buchman nach der Kundgebung:

Unser nationales Treffen in Lausanne und besonders die Zeit der Vorbereitung zuvor haben mich zum Punkt der Entscheidung gebracht. Es wurde mir klar, dass die Diskrepanz zwischen meiner Position als Führer und meiner eigenen Lebensweise ein ernstes Hindernis für unsere Arbeit in der Schweiz gewesen ist. Es war meine negative Einstellung gegenüber Ihnen und dem internationalen Team, das die Spaltung in der Bewegung in unserem Land mitproduziert hat... Bis jetzt fühlte ich mich als Wächter der schweizerischen Gruppenbewegung. Ich habe jetzt diese falsche Verantwortung aufgegeben und sie Christus überlassen. Ich bin bereit, mit Ihnen zu arbeiten, wann auch immer die innere Führung dies zeigt.<sup>26</sup>

Auch das war nicht das Ende der Spannungen, der Diskussionen und auch nicht der Durchbrüche des Geistes. Die Zielsetzungen derjenigen, die eine solide schweizerische Arbeit aufbauen und sichern, und derjenigen, die in einer ausweglos scheinenden Weltkrise die grossen Zusammenhänge suchen und gleichzeitig in ihrem eigenen Leben radikal revolutionäres Christentum demonstrieren wollten, gingen jedoch zu stark auseinander. So schreibt Emil Brunner mehrere Abschiedsbriefe, ohne sich je ganz von seinen Freunden trennen zu können. Viel später, im Jahre 1950, anlässlich des 60. Geburtstages meines Vaters, schreibt er ihm:

Auch ich möchte Dir von Herzen danken für alles, vieles, was Du mir in den über zwanzig Jahren, seit wir uns kennenlernten, bedeutet hast und gewesen bist. Nicht ohne Wehmut denke ich an jene Tage des gemeinsamen Kämpfens in der Oxfordgruppe. Ich habe oft, auf meiner grossen Reise besonders, gespürt, wie Entscheidendes ich damals

bekommen und gelernt habe. Das will ich nie verschweigen, und all das ist ja mit Dir, und Deinem vorbildlichen Einsatz und Deinem Vorangehen, engstens verbunden. Wir haben uns in jenen Jahren auch aneinander gerieben und unsere Wege haben sich, im Sichtbaren, getrennt. Aber ich möchte es heute einmal aussprechen, dass ich nicht aufgehört habe, Dich auch auf diesem anderen Wege betend zu begleiten und für das, was MRA leistet, Gott zu danken, auch wenn ich weiss, dass dieser Weg nicht der meine ist und sein darf, obschon es mich nicht selten gelüstet, dabei zu sein. Eins ist mir dabei, über alles Kritische hinaus, gross und schlechtweg vorbildlich: Das grosse persönliche Opfer, das Du dabei bringst und mit Dir viele; und das wird seine Segensfrucht bringen, daran zweifle ich keinen Augenblick.<sup>27</sup>

Es gab natürlich viele weitere Freunde, die in diesen Jahren eng mit meinem Vater zusammenarbeiteten. Einer von ihnen war Alfred Carrard, Professor für Arbeitswissenschaft an der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Sein Sohn Jean Carrard, ebenfalls Ingenieur wie sein Vater, hat in ähnlicher Weise wie ich versucht, die Beziehung zwischen ihm und seinem Vater, seiner Generation und der Generation der Väter aufzuarbeiten.<sup>28</sup> Professor Carrard hatte in den späten dreissiger Jahren enge Beziehungen zu den verantwortlichen Männern auf der Arbeitgeber- wie auch der Arbeitnehmerseite in der Metallindustrie, gerade in der Zeit, als das *Friedensabkommen* in der Metall- und Uhrenindustrie ausgehandelt wurde. Das Abkommen wurde schliesslich am 19. Juli 1937 unterzeichnet. Konrad Ilg, der Verhandlungsleiter des Metall- und Uhrenarbeiterverbandes, gehörte zu Carrards engen Freunden. So trug die grosse Erweckungs- und Versöhnungsarbeit der Gruppen auch indirekte Früchte, wie die *Neue Zürcher Zeitung* in ihrem Jahresbericht für das Jahr 1937 in ihrem eigenen Stil zusammenfasste:

Zwei Ideen (nahmen in diesem Jahr) die öffentliche Meinung stark und dauernd in Anspruch. Die eine war die Rückkehr zur strengen Verfassungsmässigkeit. Die andere heisst Verständigung. Es wurden Fühler ausgestreckt, Rekognoszierungen vorgenommen, Oxfordismus in die Politik getragen. Das Ergebnis ist gar nicht etwa gleich null. «Es tut sich was.» Im Vergleich mit den Jahren 1933/34 hat die Aufspaltungs- und Zersplitterungstendenz einer gegenteiligen Strömung Platz gemacht.<sup>29</sup>

Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Hans Heinrich Brunner, *Mein Vater und sein Ältester*, Theologischer Verlag, Zürich 1986.
- <sup>2</sup> Theophil Spoerri persönlich – Lettres à sa famille et ses amis, hg. von Pierre Spoerri im Caux Verlag, Luzern 1975, S. 90.
- <sup>3</sup> House party: Wochenendtreffen in grossen Häusern, an denen oft politische oder religiöse Fragen besprochen wurden.
- <sup>4</sup> Emil Brunner an Frank Buchman, 1932, ohne genaues Datum.
- <sup>5</sup> Emil Brunner an Frank Buchman, 29.8.1932.
- <sup>6</sup> Karl Barth, Professor für Theologie zuerst an der Universität Bonn, dann in Basel.
- <sup>7</sup> Professor Eduard Thurneysen, Professor für Theologie an der Universität Basel.
- <sup>8</sup> Emil Brunner an Frank Buchman, 15.9.1932.
- <sup>9</sup> Friedrich Gogarten, Professor für Theologie in Breslau (siehe auch nächstes Kapitel).
- <sup>10</sup> Emil Brunner an Frank Buchman, 6.10.1932.
- <sup>11</sup> Frank Buchman an Theophil Spoerri, 14.10.1932.
- <sup>12</sup> Helen de Trey heiratete im September 1939 Philippe Mottu.
- <sup>13</sup> Emil Brunner an Theophil Spoerri, 24.5.1933.
- <sup>14</sup> Theophil Spoerri an Emil Brunner, 25.5.1933.
- <sup>15</sup> Emil Brunner an Theophil Spoerri, 26.5.1933.
- <sup>16</sup> Theophil Spoerri an Frank Buchman, 30.6.1933.
- <sup>17</sup> Emil Brunner an Theophil Spoerri, 8.8.1934.
- <sup>18</sup> Theophil Spoerri an Frank Buchman, 24. August 1934.
- <sup>19</sup> Frank Buchman an Emil Brunner, Ende August 1934.
- <sup>20</sup> Frank Buchman an Theophil Spoerri, 6. September 1934.
- <sup>21</sup> Emil Brunner an Frank Buchman, September 1934.
- <sup>22</sup> Die Logen, einer der grössten Säle in Oslo.
- <sup>23</sup> Theophil Spoerri an Lydi de Trey, März 1935.
- <sup>24</sup> Theophil Spoerri, *Dynamik aus der Stille*, Caux Verlag, Luzern 1971, S. 106/107.
- <sup>25</sup> Theophil Spoerri, a.a.O., S. 107.
- <sup>26</sup> Emil Brunner an Frank Buchman, 29.4.1937.
- <sup>27</sup> Emil Brunner an Theophil Spoerri, 9.6.1950.
- <sup>28</sup> Jean Carrard (Herausgeber), *Pionier der Wirtschaftsethik* (Paul Haupt, Bern 1990).
- <sup>29</sup> *Neue Zürcher Zeitung*, 31.12.1937.

## 5. Emil Brunner, Theophil Spoerri, Frank Buchman und Deutschland

Mein Vater, Emil Brunner und Frank Buchman fanden es am Anfang der dreissiger Jahre sehr schwierig, auf die Frage, welchen Einfluss die Kirchen und die Oxfordgruppe auf die Entwicklungen in Deutschland nehmen könnten und sollten, eine gemeinsame Antwort zu finden. Dass nur wenige Menschen während der Anfangsperiode der nationalsozialistischen Zeit die spätere tragische Entwicklung voraussahen, bestätigte als unverdächtiger Zeuge der in der Folgezeit unerbittliche Gegner des Dritten Reiches, Karl Barth. Der Basler Theologe schrieb im Jahre 1938: «Der Nationalsozialismus hatte in der ersten Zeit seiner Macht in der Tat den Charakter eines politischen Experimentes wie andere... Die Kirche in Deutschland hatte damals – das ist noch heute meine Überzeugung – das Recht und die Pflicht, ihm als einem politischen Experiment zunächst Zeit und Chance zu geben.»<sup>1</sup>

Es war im Herbst 1932, als mein Vater eine längere Reise nach Deutschland unternahm. Er versuchte an einer Gruppen-Tagung in Schlesien den deutschen Freunden weiterzugeben, was er durch sein Treffen mit der Oxfordgruppe in Genf erfahren hatte. Nach Hause zurückgekommen, schrieb er seiner Gastgeberin in Breslau:

Wir haben gestern einen wundervollen Flug nach Zürich gemacht. Zwischen Breslau und Leipzig war ein einziges unendliches Nebelmeer weit unter uns. Ich habe heute morgen in einem stillen Augenblick an die wunderbaren Kampf- und Freudentage dieser Woche zurückgedacht, und da ist mir allerlei eingefallen... Mir ist klar geworden: man kann mit Instanzen, mit Vertretern, mit Präsidenten, mit Konsistorialräten, mit offiziellen Persönlichkeiten nicht reden, man kann nur mit Menschen reden. Solange der «Führer» vor uns steht, reden wir in einen Apparat hinein. Das ist verlorene Zeit...

Die Gruppe soll nicht ein Ruheort sein, ein molliger Winkel, sondern ein Durchgang, immer offen zu Gott und zum Nächsten, so dass es ständig zieht und man immer in Gefahr ist, in dieser Zugluft sich zu erkälten, wenn man sich nicht bewegt.

Denken Sie, eben waren drei unerwartete Gäste bei mir: Prof. Brunner, Thurneysen (der Freund Karl Barths) und Gogarten<sup>2</sup>. Wir haben zwei Stunden miteinander gesprochen. Ich habe viel von Breslau erzählt, ganz offen, auch wenn ich dabei mich und andere ein wenig preisgeben musste... Es war eine sehr offene und herzliche Aussprache, wir waren dann merkwürdig einig.<sup>3</sup>

Buchman lud im Sommer 1933 eine Reihe seiner deutschen Freunde nach Oxford ein, wo eine grosse internationale Tagung Hunderte von Menschen aus aller Welt vereinigte. Im gleichen Sommer kam es zu zwei grösseren Treffen in Bad Homburg. Unter den Teilnehmern aus dem Ausland befanden sich Emil Brunner und Theophil Spoerri und eine ganze Gruppe von Engländern. Die verschiedensten kirchlichen und konfessionellen Gruppen Deutschlands hatten Vertreter nach Homburg geschickt, und so erschien nach der Tagung eine beträchtliche Zahl von Berichten in Zeitungen und theologischen Zeitschriften. An den Tagungen nahmen die Theologieprofessoren Rudolf Otto von Marburg und Heinrich Hermelink einen aktiven Anteil.

Ein fieberhafter Briefwechsel zwischen den verschiedenen deutschen Freunden Buchmans während der Zeit zwischen den beiden Tagungsterminen scheint zu bezeugen, dass alle, die an den Tagungen teilgenommen hatten, fast verzweifelt nach einem Weg suchten, die Gunst der Stunde für einen Durchbruch des Geistes zu nutzen. Der Verleger von Buchmans Büchern in Deutschland, Leopold Klotz, schrieb ihm: «Bei meinem zweitägigen Aufenthalt in Berlin gelang es mir, in die innerste Zelle der neuen obersten Kirchenregierung vorzudringen.»<sup>4</sup> Klotz erwähnte dann auch den Stuttgarter Professor Karl Fezer<sup>5</sup>, von dessen Teilnahme Buchman und alle deutschen Freunde sehr viel erwarteten, weil dieser in der angespannten Kirchensituation eine vermittelnde Schlüsselstellung einnahm. Er war einer der ganz wenigen, die das Vertrauen sowohl der nationalsozialistischen Kirchenmänner wie auch der Bischöfe der «intakten» Kirchen genossen.

Wenn man sich die wahrhaft gemischte Gesellschaft, die gespannte politische Situation des Sommers 1933 und die Spannung zwischen angelsächsischem Pragmatismus und kontinentalem Intellektualismus vorstellt, kann man nicht erstaunt sein, dass die Homburger Begegnungen nicht ohne Konflikte und Zusammenstösse über die Bühne gingen. Die Erinnerungen einiger der Teilnehmer sind fast deckungsgleich: «Bad Homburg 1933, 300 Menschen, sehr christlich. Buchman sagte ihnen unverblümt, dass sie den Nerv der Nation berühren müssten, wenn sie etwas Wesentliches in der Situation erreichen wollten. Frommes Lutherantum, nur Kirchenbesuch sei nicht genug.»<sup>6</sup> «Es müssen ca. 150 gewesen sein, eine der frömmsten Gruppen, die ich je erlebt hatte. Es war ein Kampf, sie aufzuwecken. Wir (ausser Buchman) waren alle in den Zwanzigerjahren, ich selbst 30. Es war schwer anzukommen. Frank brach nicht wirklich durch. Sie waren sehr überzeugt, der Nationalsozialismus würde sich selbst überwinden. Buchman war sich im klaren, dass diese Analyse der Situation nicht stimme und dass es der letzte Augenblick sei, um die Nationalsozialisten für einen anderen Weg zu gewinnen. Die Gelegenheit. Sie beschlossen, nichts zu tun.»<sup>7</sup>

Während dieser Monate hatte Emil Brunner grosse Mühe, sich vorzustellen, dass sich Nationalsozialisten, besonders führende Mitglieder der Partei, wirklich ändern könnten. Er war besonders aufgebracht, als Buchman einen umstrittenen Mann, Bischof Hossenfelder<sup>8</sup>, traf und ihn einlud, mit ihm nach England zu reisen. Professor Fezer war nach einer Tagung in Homburg mit Hossenfelder zusammengekommen und hatte ihn über die neuen Möglichkeiten informiert, die sich ihm in Homburg eröffnet hatten. Hossenfelder nahm die Einladung nach England mit Begeisterung an. Sein Besuch war aber alles andere als ein Erfolg. Buchman gab Fezer und Hossenfelder mehrere Male die Gelegenheit, sowohl ihre Gedanken auszudrücken wie auch von anderen, besonders den Engländern, entgegengesetzte Ideen zu hören. Hossenfelder machte es aber seinen Begleitpersonen nicht leicht. Eine von diesen schrieb später:

Dieser kleine, Zigarren rauchende Bischof mit einem grossen Kreuz auf der Brust verstand nichts von Disziplin, verpasste den Termin mit dem Bischof von Chichester und bat mich, seinen Termin mit Erzbischof Lang in Lambeth Palace abzusagen. Er war offensichtlich mehr daran interessiert, eine bayerische Bierstube zu finden, wo er sich mit Bier, Weisswürsten und Sauerkraut zu Hause fühlen würde.<sup>9</sup>

Brunner schrieb an Buchman:

Unglücklicherweise hat jener hoffnungslose Geselle (Hossenfelder) dem Ruf der Gruppe unersetzlichen Schaden zugefügt, indem er sagte, Sie seien für ihn und die Deutschen Christen eingestellt, und er sei für die Gruppenbewegung. Dies ist die schlimmste Art von «Propaganda» – tatsächlich das grösste Hindernis für unsere Arbeit in Deutschland. Wir müssen uns freihalten von diesen ruchlosen Abenteurern, die den christlichen Namen für tödliche Zwecke missbrauchen. Die Gruppen haben kein politisches Urteil zu fällen. Sicher nicht. Aber wenn wir sie freihalten wollen von politischen Vorurteilen, müssen wir der Meinung entgegensteuern, dass die Gruppen besondere Freunde des Regimes seien.<sup>10</sup>

Buchman antwortete ihm:

Ihre Gefahr ist, dass Sie immer noch der vom Lehrstuhl aus donnern-  
de Professor sind und das theologisch Perfekte suchen. Aber die Krise in der deutschen Kirche wird niemals auf diesem Wege gelöst werden. Nehmen Sie Ihren Satz: «Unglücklicherweise hat jener

hoffnungslose Geselle dem Ruf der Gruppe unersetzlichen Schaden zugefügt.» Er tönt für mich wie der Fluch über «Zöllner und Sünder». Behalten Sie bitte Ihren Sinn für Humor und lesen Sie in dieser Hinsicht das Neue Testament. Die Gruppe hat keinen Ruf zu verteidigen, und was mich angeht, habe ich nichts zu verlieren. Es geht nicht um dieses Mannes Vergangenheit, sondern um seine Zukunft. Was könnte es für die Zukunft Deutschlands bedeuten, wenn er durch Gottes Gnade die höchste Botschaft in Ihnen verkörpert sähe! Sie könnten das menschliche Instrument sein, das diese mächtige Änderung hervorbrächte. Wir können nicht Parteienzwist bekämpfen, wenn wir selber Partei ergreifen. Offen gesagt: In Ihrem Brief ist immer ein Ton von akademischer Überlegenheit, die zum Fusse des Kreuzes gehen sollte... Unser Ziel ist nicht zu vermitteln, sondern die Menschen umzuwandeln und zu einigen, indem man sie zu Lebensumwandlern macht.<sup>11</sup>

Einige Wochen vor diesem Briefwechsel tauschten auch Emil Brunner und Karl Barth, die während ihrer ganzen akademischen Tätigkeit in engem Kontakt blieben, obschon ihre Beziehung nie ohne Spannung war, ihre Gedanken über Buchman und seine Arbeit in Deutschland aus. An einem Abend empfing Barth Brunner, meinen Vater und ein oder zwei weitere Freunde der Oxfordgruppe bei sich in Basel. Die Diskussion war sehr angeregt, wenn nicht sogar hitzig. Jedenfalls fühlte sich Brunner am nächsten Tag veranlasst, sich bei Barth für seinen Anteil an der zornigen Auseinandersetzung zu entschuldigen. Dies führte zu einem Briefwechsel, der die Atmosphäre des Augenblicks in einer sehr dramatischen Weise wiedergibt.

Barth schrieb Brunner:

Lieber Freund!

Es soll doch nicht sein, dass dein letzter Brief länger unbeantwortet bleibt.

Schau, ich kann nicht glauben, dass es das Richtige ist, wenn du jetzt meinst, mich wegen jenes Abends um Verzeihung bitten zu sollen. Ich kann das einfach nicht annehmen, weil ich viel zu stark unter dem Eindruck stehe, dass sich damals Alles – meinerwegen «unglücklich», aber was will das eigentlich sagen? – jedenfalls mit einer grossen innern Notwendigkeit so abgespielt hat, wie es geschehen ist. Ihr waret mir gegenüber als wahrhaftig repräsentative und gute Vertreter der «Gruppe». Ihr waret auch durchaus in guter «Form». Es ist auch menschlich kein Unglück passiert, sondern man verstand sich gegen-

seitig gewiss so gut, als es nur möglich war. War nun der Effekt dennoch ein so kräftiges Sichabstossen voneinander – es geschah dies bei mir ganz instinktiv, während des Votums von Th. Spoerri fast mit physischen Begleiterscheinungen, und offenbar habt nachher auch ihr aus grosser Unmittelbarkeit heraus die Köpfe schütteln müssen –, stehn die Dinge so zwischen immerhin ernsthaften, ruhigen und erwachsenen Menschen, dann ist es doch kaum sinnvoll, nachträglich Reflexionen darüber anzustellen, ob und wie Alles ganz anders hätte laufen können. Ich bin der bestimmten Überzeugung: jeder mögliche andere Verlauf hätte doch nur eine Variante des wirklichen sein können.

Nehmen wir es doch lieber als eine nach dieser Probe einfach zu respektierende Tatsache, die wir inskünftig natürlich auch bei der gegenseitigen theologischen Beurteilung in Rechnung zu setzen haben werden: du hast nun einmal nach der durch ‚Oxford‘ bezeichneten Richtung Möglichkeiten – sie waren dir offenbar jahrelang verborgen, aber siehe da, du hattest sie –, die ich nicht habe. Gerade wie du auch Möglichkeiten nach der Seite «natürliche Theologie» hast, die ich nicht habe. Vielleicht handelt es sich nach beiden Seiten letztlich um «falsche Tendenzen», mit denen du in einem spätern Stadium noch aufräumen wirst. Vielleicht auch nicht. Oder vielleicht widerfährt mir noch eine Erleuchtung, dass ich nach der einen oder andern Seite oder nach beiden meine Hefte revidieren muss. Vielleicht auch nicht. Ich glaube es wirklich nicht. Jedenfalls ist es für den Augenblick rund und klar heraus, dass du da etwas meinst, was ich nicht meine, willst, was ich nicht will, glaubst, was ich nicht glaube. Und eben jener Abend hat dies in grosser Rundheit und Klarheit gezeigt. Warum sollen wir ihn da nachträglich betrauern?

Mit welcher Notwendigkeit die Dinge ihren Lauf nehmen, ist mir neulich an einer Meldung aus England klar geworden. Schau, ich wollte auf unserm guten Spaziergang im Zürichbergwald – wo, wie ich höre, gegenwärtig eine Pantherin die Gegend unsicher macht<sup>12</sup> – nicht boshaft erscheinen und habe einen Satz unterdrückt, der irgendwo in mir vorhanden ist: «Wenn du in Deutschland lebstest, so wärest du jetzt bei den Deutschen Christen» – weil deine Argumentationen nach jenen beiden Problemseiten hin mich einfach unwiderstehlich an den Tenor dessen erinnern, was bei uns eben die D.C.<sup>13</sup> vortragen. Und was musste nun mein unschuldiges blaues Kinderauge neulich in der Zeitung wahrnehmen? Eine schöne Photographie darstellend die Gruppe: Hossenfelder, Buchman, Fezer! Und dazu einen Bericht des Inhalts, dass die wirklich neulich in London beisammen gewesen sind zu Beratungen über das Thema «Volksmission». Was folgt daraus? Für

mich folgt daraus, was wohl nicht zu bestreiten sein wird, dass Buchman offenbar die entsprechende Führung hatte und in diesen Deutschen Christen – vor allem wohl in dem braven Fezer, aber indirekt doch wohl auch in dem weniger braven Hossenfelder, es kommt ja hier auf den Unterschied der persönlichen Bräve nicht an – Fleisch von seinem Fleisch (vgl. Gen. 2,23) und Geist von seinem Geist erkannte. Ich habe die Photographie an Eduard geschickt, bei dem du sie einsehen kannst. Der Bericht steht in der Zeitschrift der jung-reformatorischen «Jungen Kirche» eben doch Symptom für faktisch bestehende sachliche Zusammenhänge. Heft 16, S. 251.<sup>14</sup> Natürlich ist dergleichen nur Symptom, aber eben doch Symptom für faktisch sachliche Zusammenhänge. Und indirekt Symptom für meine gänzliche Ungeeignetheit für die Oxfordbewegung: in eine «Gruppe», an deren Rande plötzlich auch Fezer und Hossenfelder auftauchen können, gehöre ich gewisslich nicht. Wohl aber – ich kann es ja jetzt gewiss ohne Bosheit sagen – du, so selbstverständlich es mir ist, dass du jetzt, von Zürich aus, den Abstand von den Deutschen Christen und besonders von ihren groben Irrtümern, die ja sicher auch Buchman nicht übernommen hat, in geziemender Weise zu wahren weisst.

Doch ich wollte ja damit nur illustrieren, dass es m.E. abwegig wäre, wenn wir uns hinsichtlich jener Abendunterhaltung Vorwürfe machen würden. Wir stehen uns, jedenfalls im Augenblick, in ziemlich deutlich abgegrenzten Positionen gegenüber und müssen und wollen uns so nehmen, wie wir eben sind.

Sei herzlich gegrüsst und empfang die besten Wünsche für das Wintersemester – auch für wohl gelingende Ritte auf dem von dem Untier hoffentlich bald wieder gesäuberten Zürichberg –

*von deinem [Karl Barth]<sup>15</sup>*

Brunner antwortete einige Tage später:

Lieber Freund,

Es freut mich, dass es doch wenigstens einen Menschen gibt, der an deine unschuldigen blauen Kinderaugen glaubt. Als ich deine erstaunliche Mitteilung las, war ich zuerst tatsächlich ein wenig perplex. Nicht wegen der Konsequenz, die du für mich ziehst – o Karl, deine Konsequenzmachereien! Du kennst ja doch die Lutheraner, die haarscharf beweisen konnten, dass der Gott Calvins der Teufel sei. Ich habe es mir abgewöhnt, ob deinen Konsequenzmachereien in bezug auf Personen zu erschrecken. Wohl aber wegen Frank Buchman. Dann musste ich lachen.

Sieh, die Kinderaugen sind nicht die deinen, sondern die dieses Amerikaners. Er ist kindlich genug zu glauben, dass auch ein Fezer und Hossenfelder – Christus gehören. Es ist seine Gewohnheit, sich grad an die Grossen und Gefährlichen heranzumachen. So in Amerika an Ford<sup>16</sup> und den Autoreifenkönig Firestone<sup>17</sup> dessen Sohn jetzt, statt Millionen zu machen, als Evangelist mit der Gruppe reist. So wusste ich denn auch aus persönlichem Gespräch mit Frank Buchman, dass er es auf Fezer abgesehen habe. Einfach weil er – und so auch Hossenfelder – ein führender Mann in der Kirche ist. Während wir Anathema rufen, macht er sich auf den Weg, geht nach Berlin, zieht die Leute, die er im Auge hat, an sich und lässt sie dann nach London kommen, nach dem Rezept: kommt und seht [vgl. Joh. 1,46]. Nun wird es sich dann zeigen, wer von beiden recht hat: wir, du und ich, die abseits stehen und fluchen, oder er, der es wagt, auch diesen Christus zu verkünden, so dass sie merken, dass sie aufhören müssen, die zu sein, die sie waren. Ich habe diese Art in Homburg am Werk gesehen und habe gesehen, was für hartgesottene Deutschchristen in einer Hauspartie weich werden und wie sie, die mit grossartigen Worten und schneidigem Auftreten begannen, kleinlaut, als Menschen mit zerschlagenen Herzen und aufrichtigem Glauben davongingen. Um uns herum pflegt, erfahrungsgemäss, solches nicht häufig vorzukommen.

Sieh, ich komme immer mehr zu der Überzeugung, dass unsere theologische Arbeit zwar etwas sehr Notwendiges und Gutes ist (deine und meine!), dass aber durch sie die Kirche nicht erneuert wird. Die Erneuerung der Kirche wird ebensowenig durch die Theologie geschehen als die Ausbreitung der Kirche in der Apostelzeit oder später. Beides geht auf dem viel schlichteren Weg des «Aufrichten den Gehorsam des Glaubens» [Röm. 1,5] – und zwar nicht so sehr durch unsere viel zu grossartigen Predigten (auch die deinen sind ja viel zu rhetorisch grossartig), sondern irgendwie so oder ähnlich, wie es in der Gruppe geschieht.

Dabei ist es F. Buchman völlig gleichgültig, ob einer Deutscher Christ oder was sonst ist. Er weiss zu gut, wie relativ diese kirchlichen Unterschiede sind, die wir so wichtig nehmen, weil er nur einen Unterschied als wichtig gelten lässt: ob einer wirklich Christus gehört. Das könnte ja bei einem Deutschen Christen durchaus der Fall und bei einem dialektischen Theologen, sogar bei einem Barthianer, durchaus auch nicht der Fall sein. Nur die Erfahrung wird zeigen, wer mehr Recht hat, d.h. wer der Kirche mehr aus ihrer Verlotterung – sagen wir ruhig, aus ihrem Deutschchristentum – heraushilft, unser

Protest und unsere Gegenlehre oder Buchmans *action directe*, die keine Firmatafeln kennt, sondern einfach auf die Menschen losgeht.

Dabei muss ich dir so viel zugestehen: ich finde es nicht nur überflüssig, sondern auch der eigenen Sache schädlich, dass Frank Buchman sich mit diesen Herren hat photographieren lassen, solange sie eben noch die sind, als die man sie eben in Deutschland kennt. Das wird viele, die nicht wissen, um was es Buchmann geht, kopfscheu machen und seinen Weg hindern. Aber das muss ich schon eher seinem Instinkt überlassen. Wäre Buchmann so klug gewesen wie ich oder gar wie du, so hätte er das alles nicht für Christus getan, was er eben getan hat und was weder du noch ich getan haben. Aber vorläufig bin ich mit dir der Meinung, diesmal habe er sich verhalten.

Mit herzlichen Grüßen eineweg und mit den besten Wünschen vieler redlicher Schweizer, die immer wieder nach deinem Ergehen fragen.

*dein Emil Brunner*<sup>18</sup>

Während der letzten Wochen des Jahres 1933 widmeten sich Buchman und Spoerri mit deutschen Freunden der Vorbereitung einer ersten grossen öffentlichen Veranstaltung der deutschen Gruppenbewegung in Stuttgart. Brunner drohte seine Teilnahme zurückzuziehen, falls er von Buchman keine Antworten auf seine Fragen bekäme. Während dieser Auseinandersetzung zwischen Buchman und Brunner, wie auch bei früheren ähnlicher Art, versuchte mein Vater wieder einmal zu vermitteln. Er schrieb an Buchman:

Emil (Brunner) wollte nichts anderes mit seinen Briefen, als Sie, Frank, bitten, mit uns in der Schweiz auch zu reden, bevor Sie entscheidende Schritte in Deutschland tun. Wir finden es nicht richtig, dass man von uns verlangt, dass wir blindlings Ihrer Führung in Deutschland folgen. Wir sind zu allen Opfern bereit, aber wir wollen auch mit unsrer Erfahrung und unserm Verstand tätig sein... Von unserer Perspektive sehen wir das jetzige Geschehen in Deutschland nicht als einen Streit der Standpunkte, sondern als einen Kampf um die Erneuerung der evangelischen Freiheit einerseits und um die schwerste geistige Knechtschaft andererseits. Es ist möglich, dass wir nur eine Seite sehen. Aber diese Seite ist auch wichtig.<sup>19</sup>

Bei der grossen Stuttgarter Tagung, die vom 5. bis zum 9. Januar 1934 dauerte, waren sich die Veranstalter der Tatsache bewusst, dass Sicherheitsbeamte bei allen Anlässen anwesend waren. Die Beaufsichtigung war sicher auch befohlen worden, weil sich bei diesem Treffen eine in ihrer Zusam-

mensetzung erstaunliche Gruppe von Menschen versammelt hatte. Buchman selbst war nicht dabei. Einer der bekanntesten ausländischen Sprecher war aber Emil Brunner, der wieder von meinem Vater begleitet wurde. Einer der deutschen Teilnehmer schrieb kurz darauf:

Brunner hielt eine beachtliche Rede, die bald gedruckt werden wird... Er hatte auch einen guten Kontakt mit Landesbischof Wurm<sup>20</sup>, der an verschiedene Veranstaltungen kam. Fast fünfzig Studenten sind hier, die meisten aus Tübingen.<sup>21</sup>

In seinem Vortrag sagte Brunner:

Mein Freund Prof. Spoerri hat mir den Weg zur Gruppe mit einem Gleichnis geöffnet. Ich verstand nicht, warum es denn das brauche. Er sagte mir, das ist ähnlich mit der Vorlesung und mit dem Seminar bei den Studenten. Die Studenten haben Vorlesungen nötig und dann Seminar, das heisst: Übung, wo man das in der Vorlesung Gehörte anwendet, es versucht und es begreift. Das ist die Meinung der Gruppe, ein Seminar zu sein, eine Übungsgruppe. Ich habe früher Skifahren lernen wollen und kaufte mir ein kleines Büchlein über Skilaufen. Ich habe darin alle Bewegungen studiert. Es war gar nicht so schwer, ich habe schon schwerere Bücher gelesen. Und dann ging ich aufs Übungsfeld und konnte nichts. So geht es vielen Theologen und Christen, die alles wissen, was zu einem guten Christen gehört. Und dann kommen sie auf das Übungsfeld und es geht ihnen wie dem Skifahrer...<sup>22</sup>

Buchman war in Stuttgart nicht dabei, aber die Berichte von dort ermutigten ihn, weitere solche Veranstaltungen zu planen. Er schrieb einem der Organisatoren der Tagung:

Wir müssen bei dieser Gelegenheit eine Demonstration von dem erbringen, was eine lebendige Kirche unter der Führung von Gottes Heiligem Geist wirklich ist. Der Zeitpunkt ist gekommen, Deutschland zu zeigen, dass die Gruppe eine Vision des Neuen Testaments hat; dass diejenigen Menschen, die nur einen Gesichtspunkt vertreten, nicht die Instrumente des Heiligen Geistes im Dienste einer standhaften Kirche sein können. Alle Parteien in Deutschland müssen lernen, was die praktische Anwendung des dritten Glaubensartikels bedeutet, und was Einigkeit innerhalb der Kirche und das Gewinnen derjenigen ausserhalb der Kirche für die Kirche heisst... Ich habe beide Seiten gesehen, und ich habe erkannt, dass die Menschen nicht die notwen-

dige Vollmacht hatten, schwierige Menschen und schwierige Situationen zu ändern. Die meisten denken nur in Begriffen von Ausschüssen und Gesichtspunkten. Die Zeit ist gekommen, eine das ganze Land umfassende Arbeit für die Kirche zu tun, und wenn es Gottes Wille ist, werden wir die Unterstützung von allen haben, die guten Willens sind.<sup>23</sup>

Dass es auch intern, innerhalb der deutschen Gruppen, einiges zu ordnen und zu klären gab, kann man aus einem Brief herauslesen, den Vater an einen der Verantwortlichen der deutschen Arbeit richtete. Es ging da um aktuelle Probleme wie theologische Ausrichtung, Nationalismus und Führerschaft. Er schrieb:

Lieber Freund,

... Im Augenblick, wo die Bewegung auf deutschem Boden stark hervortritt, ist es besonders wichtig, darauf zu achten, welches Gepräge sie bekommt ... Du wirst es mir nicht übel nehmen, wenn ich Dir einige Gedanken, die ich mir gemacht habe, «mitteile». Ich bin ja im Vergleich zu Dir ein Säugling und möchte am liebsten meine Milchflasche in Freuden trinken, aber allerlei Erfahrungen der letzten Zeit und Gerüchte und Stimmen, die mir aus der deutschen Welt von zum Teil wichtigen Theologen kommen, zwingen mich, den Kontakt mit Dir aufzunehmen, damit wir in voller Offenheit in der Gruppe zusammenarbeiten können...

Wir sollten bei jeder Gelegenheit betonen, dass die Gruppe keine eigene Theologie hat, sondern gerade die beste Theologie, die am stärksten die evangelische Botschaft zum Ausdruck bringt, als Ausgangspunkt nimmt. Die Funktion der Gruppe ist nicht, neue theologische Wahrheiten zu finden, sondern die alte Botschaft zur neuen Wirklichkeit werden zu lassen. Die Gruppe hat es vor allem mit der Praxis des Christenlebens zu tun. Sie ist eine Militärschule, ein Übungskurs, ein Seminar für angewandtes Christentum. Sie fragt: Wie verwirkliche ich meinen Glauben in meinem alltäglichen Leben? Wie kann ich die christliche Botschaft an den modernen Menschen heranbringen? Das sind alles grosse, klare Aufgaben, die nicht losgelöst werden können von der eigentlichen theologischen Arbeit, die aber auch nicht mit ihr identisch sind. Es scheint mir wichtig, dass wir diese relative Unabhängigkeit gegenüber den verschiedenen theologischen Richtungen deutlich erkennen...

Eine andere grosse Gefahr ist die der nationalistischen politischen Betonung. Ein Generalsuperintendent hat mir neulich gesagt: «Jede

religiöse Bewegung, die aus E. (England) gekommen ist, ist für Deutschland ungesund und verderblich gewesen.» Angesichts solcher Aussprüche finde ich es begreiflich, dass Ihr das Deutsche und Echte zu betonen besonders bestrebt seid. Doch müssen wir uns hüten, uns allzusehr an eine vorübergehende politische Strömung anzupassen. Sonst könnte die ganze Bewegung mit in den Wirbel gerissen werden. Es ist ja klar, dass die Bewegung auf deutschem Boden ihre eigene Form finden muss, das kann auch sehr wertvoll sein ... Jede Nation wird so ihren Beitrag bringen. Aber dann muss man auch offen bleiben nach aussen und vor allem innerlich absolut unabhängig... Das bringt mich auf das Letzte. H. hat in einem Brief Dich als den Hauptschriftführer der Bewegung auf deutschem Boden bezeichnet ... Nun wird gewiss niemand Deine grossen Verdienste um die Bewegung bestreiten. Aber könnte es nicht eine Gefahr für die Bewegung bedeuten, wenn sich das Führertum so bewusst in einer einzigen Persönlichkeit kristallisiert? Wir beanspruchen in der Schweiz natürlich keinen Titel und keine Funktion. Wir werden unsere Arbeit ruhig in dem Rahmen tun, der uns zugemessen wird. Wir haben immer dankbar entgegengenommen, was uns Gutes aus Deutschland gebracht wurde. Es wäre aber von höchster Wichtigkeit für die Arbeit, wenn sich andere Führer zeigten, die mit Dir das Gepräge der Bewegung in Deutschland bestimmen könnten...<sup>24</sup>

Unterdessen ging die Korrespondenz zwischen Buchman, Brunner und meinem Vater weiter. Buchman lud die zwei Zürcher Professoren ein, einige Wochen mit ihm in Nordamerika zu verbringen. Diese Einladung löste bei Brunner nur eine neue Explosion aus:

Sie scheinen vollständig zu vergessen, dass Theo (Spoerri) und ich Professoren an einer staatlichen Universität sind, schwerbelastete Männer, die die Gruppenarbeit in ihrer freien Zeit auf sich nehmen... Was helfen die Gruppen, wenn die beruflich Tätigen ihre Pflicht vernachlässigen...<sup>25</sup>

Mein Vater antwortete in seiner eigenen Art auf Buchmans Einladung. Er sagte ihm zwar ab: «Es würde Dir nicht viel nützen, ein Wrack wie mich in Deiner Reisegruppe zu haben. Ich bin völlig am Ende meiner Reserven.» Dann geht er doch auf Buchmans Gedanken über die deutsche Arbeit ein:

Ich bin ganz einverstanden mit dem, was Du über die deutsche Arbeit sagst: maximum checking for the maximum advance (bis zum Maxi-

mum einander einschliessen, um einen maximalen Fortschritt zu erreichen). Dafür braucht es aber eine Führerschaft, die ihre volle Zeit geben kann und genügend geistige Autorität hat, um all die Einzelgänger zu integrieren, die wir in diesem undisziplinierten Land haben. Ich bin auch der Meinung, dass wir das, was in Stuttgart geschehen ist, konsolidieren müssen. Ich hoffe nächsten Sonntag dorthin zu fahren. Professor Heim<sup>26</sup> und einige der grossen Industriellen werden dort sein.<sup>27</sup>

Buchman antwortet mit einem grosszügigen Brief: «Du bist wunderbar gewesen in Gemeinschaft und Bereitschaft, aber ich hörte in deiner Stimme am Telefon, dass du die Grenze erreicht hast und nicht weiter gehen solltest. Glücklicherweise gibt es Leute, die die Sache weiterführen können.»<sup>28</sup>

In der Korrespondenz zwischen Buchman, Brunner und Spoerri kommen jetzt andere Themen auf. Nur im Oktober 1936 beschreibt Brunner in einem Brief noch einen Besuch, den er auf dem Weg nach Finnland in Deutschland getan hatte. Er schreibt:

Der Besuch bei Ferdi<sup>29</sup> war auch erspriesslich. Er erzählte mir, wie schön die Arbeit vorwärtsgehe in der Pfarrerschaft, auch in der Bekenntniskirche. Sogar der Kreis um Niemöller herum fängt an, sich wenigstens zu interessieren. Barths Artikel<sup>30</sup> hat natürlich keinen günstigen Boden geschaffen, aber doch auch nicht einfach die Türen verrammelt.

Ich habe auch Heim besucht. Er war sehr erfüllt von Oxford, und ich hatte deutliche Führung, in keiner Weise ihn durch Kritik abzukühlen. Aber auch ihm kam es als Selbstverständlichkeit, dass die Art des Buchmanschen Vorgehens in Deutschland «katastrophal» wäre, wenn es nicht stark modifiziert werde. Das hat aber seine Willigkeit mitzuarbeiten und seinen Glauben an die Bewegung keineswegs beeinträchtigt. Nun ist in den letzten Tagen auch noch Fezer deutlich für die Gruppe eingestanden, sodass wir nun also wenigstens nach der kirchlichen Front hin eine recht starke Führerschaft haben.<sup>31</sup>

Während dieser ganzen Jahre blieben Buchman und mein Vater auch in Kontakt mit der Familie von Hahn, mit der sie zum ersten Mal 1932 in Genf zusammengetroffen waren. Schon in Genf wurde Baron von Hahn von der Gestapo gewarnt, dass enge Kontakte mit «diesen Ausländern» seine Karriere im Deutschen Nachrichtenbüro (DNB) gefährden könnten. Es geschah dann auch, dass bei jedem der weiteren Posten, den er nach

Genf – in Holland, England, Österreich, Ungarn und Italien – einnahm, weitere Warnungen von der Gestapo ausgesprochen wurden. In Wien, wo die Hahns um die Zeit des Anschlusses von Österreich an das Deutsche Reich stationiert waren, wurde die Situation besonders dramatisch. Von Hahn entdeckte, dass in seinem Namen Artikel über die österreichische Situation vom Hauptquartier des DNB in Berlin hinausgingen, die er nie geschrieben hatte. Einer seiner engen Freunde wurde wegen seiner anti-nationalsozialistischen Haltung von einem Schlägertrupp ermordet. Weil von Hahn auch in Berlin noch Freunde hatte, konnte er sich kurzfristig nach Budapest versetzen lassen. Hier erhielt er auch den Besuch von Frank Buchman und weiteren Freunden, bevor er wieder weiterversetzt wurde.

In den Jahren 1937 und 1938 wuchs der Druck von seiten der Partei und der Gestapo immer mehr, so dass schliesslich jede Verbindung zwischen Deutschen und ihren Freunden ausserhalb des Landes erschwert, ja unterbunden wurde. Dies war für die Anhänger der Gruppenbewegung noch verstärkt der Fall. Trotzdem fuhr Frank Buchman in diesen Jahren fort, durch persönliche Besuche das Gespräch mit seinen Freunden aufrechtzuerhalten und ihren Glauben zu stärken. Da er sich aber der Tatsache mehr und mehr bewusst wurde, dass all seine Schritte beobachtet wurden und dass Post und Telefon ebenfalls unter Polizeikontrolle standen, verraten die aus dieser Periode stammenden Briefe von und an Buchman relativ wenig von dem, was in den Köpfen und Herzen der Menschen vor sich ging. Auch für die Zürcher Professoren, die öffentlich bekannte Persönlichkeiten waren, war deshalb die Zeit einer aktiven Teilnahme an Veranstaltungen auf deutschem Boden vorüber.

Im Frühjahr 1938 fand ein grosses Treffen der Gruppen-Freunde Deutschlands in Eisenach statt, bei dem die Aufteilung der früheren Oxford-Gruppenarbeit in verschiedene Sektoren und die Abnabelung von der internationalen Arbeit beschlossen wurde. Während des gleichen Monats war Buchman in Süddeutschland. Im Laufe eines Spazierganges im Schwarzwald in der Nähe von Freudenstadt erfüllte ihn der Gedanke: «Die Welt braucht heute dringender denn je eine moralische und geistige Wiederaufrüstung.» Seine innere Unruhe und Ungeduld hatten in keiner Weise nur mit der innerdeutschen Situation zu tun, sondern wuchsen aus der Erkenntnis heraus, dass ein Weltkrieg und ein Zusammenstoss zwischen den Weltmächten fast unvermeidlich geworden waren.

Für Buchman war Freudenstadt die letzte Station auf deutschem Boden vor dem Krieg. 1938 traf er noch einen seiner deutschen Mitarbeiter in Schweden und sagte zu ihm: «Es kommt ein grosser Krieg. Du halte Dich vollkommen ruhig.» Schon zu diesem Zeitpunkt dachte er an die Zeit nach

dem Krieg und an die Aufgaben, die dann an ihn und seine deutschen Freunde herangetragen würden. Tatsächlich kehrte er aber erst 1947 wieder nach Deutschland zurück.

Während der Kriegsjahre konnten die zwei Zürcher Professoren zwar einige ihrer Kontakte mit deutschen Freunden aufrechterhalten, aber sie realisierten immer mehr, dass die Gestapo und andere Sicherheitsdienste die Auslandskontakte aller deutschen Persönlichkeiten strikte kontrollierten. Und so wollten sie ihren Freunden nicht noch zusätzliche Schwierigkeiten bereiten. Trotzdem hielten sie sich, so gut sie es konnten, auf dem laufenden, und bereiteten sich vor, falls es je ein neues Kapitel der deutschen Geschichte geben würde, dafür bereit zu sein.

Die Familie von Hahn verbrachte die Kriegsjahre in Rom, wo auch die zwei Kinder, Fulvia und Holger, den grössten Teil ihrer Schulzeit erlebten. Am Ende des Krieges wurden beide von Schweizer Freunden in die Schweiz eingeladen. 1946 waren dann die ersten Treffen zwischen Buchman mit Schweizer und deutschen Freunden in Caux (siehe Kapitel 10). Auch die Familien Spoerri und von Hahn nahmen an diesen Begegnungen teil.

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Karl Barth am 5. Dezember 1938, in *Eine Schweizerstimme*, Zürich 1945.

<sup>2</sup> Gogarten, Thurneysen, siehe 4. Kapitel.

<sup>3</sup> Theophil Spoerri an Frau Anneliese von Cramon, 1. Oktober 1932.

<sup>4</sup> Leopold Klotz an Frank Buchman, 13. September 1933.

<sup>5</sup> Karl Fezer (1891–1960), seit 1930 Professor für Praktische Theologie in Tübingen, als Vertrauensmann des Theologischen Fakultätstages in den zu lösenden Kirchenfragen Berater des späteren Reichsbischofs Ludwig Müller.

<sup>6</sup> Gespräch von Roland Wilson mit Graham Turner, 1976.

<sup>7</sup> Gespräch von Garrett Stearly mit Graham Turner, 1976.

<sup>8</sup> Joachim Hossenfelder (1899–1976), Pfarrer, seit 1929 NSDAP-Mitglied, seit 1932 Reichsleiter der Deutschen Christen, beeinflusste 1933 stark die Kirchenpolitik und erhielt zeitweilig kirchenleitende Funktion.

<sup>9</sup> Tagebuch von Frau A. von Cramon.

<sup>10</sup> Brief von Emil Brunner an Frank Buchman, 2.12.1933.

<sup>11</sup> Brief von Frank Buchman an Emil Brunner, 23.12.1933.

<sup>12</sup> Ein schwarzer Panther war aus dem Zürcher Zoo entflohen und machte die Wälder oberhalb Zürichs unsicher. Er konnte dann nach einiger Zeit wieder eingefangen werden.

<sup>13</sup> Abkürzung für «Deutsche Christen».

<sup>14</sup> Nach der Mitteilung in *Junge Kirche*, Jg. 1 (1933), *Oxford und neue Volksmission*, S. 251, besuchten Fezer und Hossenfelder ein von der Oxfordgruppe organisiertes Treffen über «Volksmission», um deren Methoden für die deutsche Volksmission zu erkunden.

<sup>15</sup> Karl Barth an Emil Brunner (ohne Ort), 22.10.1933, veröffentlicht in *Karl Barth – Emil Brunner Briefwechsel 1916–1966* (V. Band der Karl Barth-Gesamtausgabe, Theologischer Verlag Zürich 2000) S. 234–240.

- <sup>16</sup> Henry Ford (1863–1947) gründete 1903 die Ford Motor Company und begründete die Unternehmensphilosophie des sog. Fordismus.
- <sup>17</sup> Harvey Firestone (1868–1938) gründete 1900 die Firestone Tire & Rubber Company, einen der grössten Gummikonzerne der USA. Sein Sohn Harvey S. Firestone jr. (1898–1973) übernahm das Geschäft, blieb aber in engem Kontakt mit Buchman.
- <sup>18</sup> Emil Brunner an Karl Barth, Zürich, 27.10.1933, siehe Anmerkung 15.
- <sup>19</sup> Brief von Theophil Spoerri an Frank Buchman, 27.12.1933.
- <sup>20</sup> D. Theophil Wurm, Landesbischof von Württemberg. Er nahm schon 1940 offen Stellung gegen die Politik der Tötung geisteskranker und pflegebedürftiger Menschen und in den späteren Kriegsjahren gegen die Verfolgung der Juden. Er war auch einer der Autoren der *Stuttgarter Schulderklärung* von Oktober 1945.
- <sup>21</sup> Brief von H. von Krumhaar an Frank Buchman, 7.1.1934.
- <sup>22</sup> Vortrag von Emil Brunner, Gustav Stiegle Haus, Stuttgart, 6.1.1934.
- <sup>23</sup> Frank Buchman an Pfarrer W. Oehler, 4.12.1933.
- <sup>24</sup> *Theophil Spoerri persönlich*, S. 202–206.
- <sup>25</sup> Emil Brunner an Frank Buchman, 24.1.1934.
- <sup>26</sup> Professor Karl Heim (1874–1958), Professor für Theologie in Tübingen, hatte im Sommer 1936 an der grossen Oxfordgruppen-Tagung in Oxford teilgenommen.
- <sup>27</sup> Theophil Spoerri an Frank Buchman, 26.2.1934.
- <sup>28</sup> Frank Buchman an Theophil Spoerri, 10.3.1934.
- <sup>29</sup> Pfarrer Ferdinand Laun war in Deutschland einer der bekanntesten Vertreter der Gruppenbewegung.
- <sup>30</sup> Karl Barth hatte zunächst keine öffentlichen Erklärungen über seine Einstellung zur Gruppenbewegung abgegeben, griff dann aber doch in einem Artikel die Arbeit von Buchman in Deutschland offen an.
- <sup>31</sup> Brief von Emil Brunner an Theophil Spoerri, 14.10.1936.

Von den fast  
hundert Briefen  
und Karten von  
Max Picard, die  
er zwischen 1932  
und 1956 an  
meinen Vater  
richtete, sind viele  
handgeschrieben.  
Im hier abgedruck-  
ten Brief gratuliert  
Picard Spoerri zu  
seinem fünfzigsten  
Geburtstag.

den 9. Juni 1940

Lieber Herr Professor Spoerri,

Ich es wieder wahr? Man sagt mir eben, daß Sie  
am Montag 50 Jahre alt wären. Es ist mir schwer,  
es zu glauben. Denn so jung ist alle, an Ihnen.  
Es ist aber kein Trugschein von der Natur her, sondern  
von der VERNATUR, von der REINHEIT. Immer denke  
ich an das Wunderliche, Präzise, wenn ich an Sie  
denke. Und durch nichts anderes, als dadurch,  
sind sie jung. Das Wunderliche vermag bei Ihnen zu  
bleiben, weil die Vernunft bei Ihnen bleibt. Es ist  
möglich, daß Sie, wie jeder Mensch, in diesen  
50 Jahren viel Wichtiges getan haben. Aber ich  
glaube, es genügt nicht, damit das Wichtigste  
vernichtet würde, es ging überhaupt nicht vom  
Wichtigen aus, es war nicht primär, sondern  
primär war immer die Menschheit und viele,  
andere will eben in der Nähe dieser Menschheit  
sein, es streugt sich an, in dieser Nähe zu existieren,  
wogegen das Wichtigste. Alles auf das Wichtigste kommt  
es in einem solchen Fall nicht mehr an, es hat keine  
Wichtigkeit für sich, es hat sie nur, weil es in der  
Nähe der Menschheit sein will. Und selbst ein Mensch  
ist auf diese Weise vom Wichtigsten freigesprochen.  
Noch mehr: er führt es an den rechten Ort: zur Menschheit.  
Das, welche ich Ihnen in Ihrem 50. Geburtstag sagen.

Glo

Max Picard

## 6. Ein ausserordentlicher Freund – Max Picard

Mein Vater hatte eine ausserordentliche Zahl von ausserordentlichen Freunden. Da war der Kreis von Professoren der beiden Zürcher Hochschulen, die sich jeden Donnerstag abend im «Akademischen Kegelklub» zusammenfanden. Er brachte von diesen, im wahrhaftigen Sinne interdisziplinären und oft höchst politischen Diskussionen sehr viel Anregendes nach Hause. Die zwei Regeln des Klubs waren: «Absolute Rücksichtslosigkeit» und «Nichts übel nehmen!» Eine andere Atmosphäre herrschte im Freundeskreis, den die Mitarbeiter von Frank Buchman bildeten. Dann aber gab es noch die Freunde, die sich auf europäischer Ebene mit den grossen Strömungen der Zeit auseinandersetzen.

Unter diesen nahm ein Mann, den ich als pausbäckigen älteren Herrn mit wilden weissen Haaren in Erinnerung habe, einen besonderen Platz ein. Sein Name war Max Picard. Er stammte aus einer schweizerisch-jüdischen Familie aus dem Aargau, hatte in Deutschland Medizin studiert und widmete dann den Rest seines Lebens dem Schreiben von Büchern. Seine bekanntesten waren *Die Grenzen der Physiognomik*, *Die unerschütterliche Ehe* und *Hitler in uns selbst*.<sup>1</sup> Auch wenn dieses letztere Buch für mich als damals Dreizehnjährigen noch etwas zu schwere Kost war, erinnere ich mich, dass der Titel mir beim Erscheinen einen tiefen Eindruck machte.

In dem, was Picard meinem Vater schrieb – 85 Briefe und Karten, oft in Zeilen von kleiner, gestochener Schrift handgeschrieben – kann man eine erstaunliche Entwicklung in der Beziehung zwischen diesen zwei sehr verschiedenen Menschen verfolgen. Der erste Brief wurde im Jahre 1932 geschrieben, die letzte Karte im Jahr 1961. Was nachher geschah und ob die Korrespondenz dann ganz abgebrochen wurde, habe ich nie erfahren können. Leider war es auch nicht möglich, Vaters Briefe – oder wenigstens Kopien davon – zu finden.

Den Anlass für den ersten Brief von Picard gab eine Anmerkung in Vaters im Jahre 1932 erschienenen Buch *Die Götter des Abendlandes*, in dem er Picard einen «Schüler von Rudolf Kassner» nannte. Der Name Kassner<sup>2</sup>, ebenfalls Philosoph und Schriftsteller wie Picard, erschien dann immer wieder in der Spoerri-Picard-Korrespondenz. Während der dreissiger Jahre versuchten die Nazis, Kassner durch ein Publikationsverbot zum Schweigen zu bringen. Er wurde dann zum Teil durch Vermittlung meines Vaters in die Schweiz eingeladen, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte und sowohl mit Picard wie auch mit meinem Vater in engem Kontakt blieb.

Im ersten Brief von Picard betont dieser, dass er zwar Kassner ausserordentlich schätze: Jemand habe ihm geschrieben, «er verstehe  $\frac{9}{10}$  des Kass-

nerschen Buches nicht», worauf er, Picard geantwortet habe: «es sei besser nur  $\frac{1}{10}$  von Kassner zu verstehen, als von den meisten Autoren alles... Ich weiss auch, dass er zu den wenigen Menschen heute gehört, die noch ein Recht haben, zu schreiben, weil er sich für sein Wort einsetzt, so wie ein rechter König sich für seine Unterthanen einsetzt.»<sup>3</sup> Trotzdem wollte er aber nicht als Schüler Kassners bezeichnet werden.

Die Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen ihrer Zeit war denn auch eines der Hauptthemen in den Briefen, die zwischen Zürich und dem Tessin, wo sich Picard niedergelassen hatte, hin- und hergingen. Namen wie Martin Buber<sup>4</sup> und Gabriel Marcel<sup>5</sup>, mit dem beide durch eine wirkliche Freundschaft verbunden blieben, tauchen immer wieder in der Korrespondenz auf, ebenso die Namen Ernst Wiechert<sup>6</sup>, Jean-Paul Sartre<sup>7</sup> und Charles Péguy<sup>8</sup>. Es geht immer wieder um die Frage, wie der Mensch auf die Herausforderung des Nationalsozialismus und des Nihilismus antworten könne und soll. Natürlich spielen Bücher immer eine zentrale Rolle. Sie waren die Hauptwaffe im geistigen Kampf, in dem nicht nur Picard und mein Vater, sondern auch die meisten anderen, die erwähnt werden, sich voll engagiert fühlten.

Dass Picard als Jude<sup>9</sup> diesen Kampf ganz intensiv und persönlich empfindet, ist weiter nicht erstaunlich. Im Frühjahr 1933 schreibt er:

Vor Kummer über alles, was in Deutschland geschieht, kann ich mich zu nichts aufraffen. Ich mag nicht mehr. Man kann auch gar nichts darüber sagen, weil dieses unmenschliche Geschehen nicht in das menschliche Wort hineingeht. Das Wort ist nicht gemacht dazu...

Haben Sie die Unterhausdebatten, die englischen, gelesen? Die Reden von Chamberlain<sup>10</sup> und Churchill<sup>11</sup>?... Ich hatte gehofft, dass auf diese Reden hin die Schweiz ein wenig Courage haben würde und die Flüchtlinge aus Deutschland nicht nur als Objekte des Fremdenverkehrs betrachte, mit denen man die Hotelbetten füllt und dann wieder fortjagt, sobald man ihnen das Geld abgenommen hat. Die Verordnungen des Bundesrats über die Flüchtlinge<sup>12</sup> waren von einer Herzenskälte, als ob die Menschen nicht von Müttern geboren wären, sondern produziert von einer Maschinenanlage der Brown Boveri A.G. – Gewiss, diese Schweizer sind noch nicht so wie die Deutschen à la Göring. Aber sie sind nur noch nicht so und sie warten auf eine Gelegenheit, so zu sein...

Lieber Herr Professor, ein Hilty<sup>13</sup> wäre heute nötig. Sie, Herr Professor Spoerri, haben die Güte und die Kraft, sein Werk hier in der Schweiz fortzusetzen. Und Sie werden es auch nicht versäumen.<sup>14</sup>

Wie mein Vater auf diese Philippika geantwortet hat, ist nicht mehr herauszufinden, es sei denn, seine Briefe an Picard würden plötzlich wieder auftauchen. Anfang Mai 1933 der nächste Brief:

Ich habe Ihnen nicht geängstet geschrieben, weil ich feig bin. Wenn die Juden hier in der Schweiz geschlagen werden, so will ich auch mitgeschlagen werden. Es tut mir sogar weh, dass man mich nicht zusammen mit den deutschen Juden schlägt. Vor der Okkupation meines Körpers habe ich keine Angst. Aber dass sie das Wort occupieren werden, das halte ich nicht aus. Das Wort ist überhaupt schon occupiert von den Hitlerleuten und von ihren Vor- und Nachahmern. Sie haben die Worte besetzt, die uns gehören, unsereiner kann nicht mehr herein. Oder man muss bei jedem Wort von vorne anfangen, das heisst: so das Wort haben, als hätte man jedes zum ersten Mal... Nicht einmal der Prophet kann das, er darf es nur, weil er autorisiert ist von oben.

Es ist nicht nur so, dass die Laute der Worte von den Hitlerleuten besetzt sind, sondern auch das Schweigen ist besetzt. Und gerade in dieser *contradictio* besteht das Furchtbare: er, der Lauteste, hat auch das Schweigen besetzt.<sup>15</sup>

In vielen Briefen geht es dann auch um einfache persönliche Dinge: Januar 1936 schreibt Picard, dass er Kafka<sup>16</sup>, den *Prozess* und *das Schloss*, neu gelesen habe.

Es kommt mir vor wie unter der Erde geschrieben, wie in den unterirdischen Festungen, wo Menschen, Häuser, vielleicht auch Gärten wie oben auf der Erde sind, aber alles so wie im Verzug, hier, tief unter der Erde, sich des Lebens vor zehntausend Jahren oberhalb der Erde zu erinnern... Kafka hat mir einen grossen Eindruck gemacht. Aber ich lehne diesen Eindruck doch ab.

Ich wollte, wir hätten alle 5 Spoerris hier. Es ist zwar kalt im Haus. Aber ich wüsste Ihnen viele Geschichten zu erzählen, allen 5, und ich bilde mir ein, dass sie die Kälte vergessen. Ich habe auch einen Ofen im Zimmer. Eine Zeitlang, als es schon kalt war, und er noch unangezündet in der Ecke stand, sah er wie eine alte, böse, unzufriedene Stiefmutter aus; jetzt aber brennt er, er schaut freundlich drein, wie ein ältliches Mädchen, das endlich zum Heiraten gekommen ist, also gezwungenermassen freundlich!<sup>17</sup>

Es kommt schliesslich doch zu dem Besuch, und mein Vater schreibt im April 1936: «Als wir bei Picard waren und er uns auf seine grossartige Art einen der schrecklichsten Männer unserer Zeit geschildert hat, unterbrach ich ihn und sagte, ich hätte Angst um meine Kinder, da antwortete er: «Oh nein, Sie brauchen keine Angst zu haben. Ihre Kinder sind bewahrt.»<sup>18</sup>

Im Frühjahr 1938 schreibt Picard:

Es ist schade, dass Sie nicht gekommen sind. Zeitweise falle ich in ein Loch dunkelster Melancholie, zeitweise aber werde ich in die grösste Helligkeit gehoben – ich lasse es geschehen, wie es will, und bin vieler guter Menschen sicher, die an meinen Melancholien in gleicher Weise wie an den Helligkeiten Anteil nehmen. Die Melancholien sind zwar bloss privat, die Helligkeiten gehören allen.<sup>19</sup>

Eine Woche später:

Ich sehe das Unheil der Diktaturen darin, dass sie das Chaos der Welt durch einen äusserlichen Zwang zu meistern scheinen, dass eine äusserliche Ordnung geschaffen wird, die vortäuscht, es sei nun alles Gute geschehen: es wird aber auf diese Weise verhindert, dass der Mensch überhaupt noch die Aufgabe sieht, das Chaos durch die Ebenbildschaft zu meistern. Und darum, nur darum ist der Diktator der Anti-Christ. Das Chaos lässt sich zwar durch äusserliche Organisation scheinbar bändigen, aber nur so, wie es einem Herrn, der wahrhaft der Mächtigste ist, einmal einfällt, zum Spiel einfällt, sich auch einmal eine Zeitlang bändigen zu lassen. Diese Bändiger sind nichts als Beauftragte des Chaos. Das Chaos kann nicht so vernichtet werden, es kann nur durch die Macht der Ebenbildschaft verwandelt werden... Ich glaube, dass diese Anschauung nicht nur für die Erlösung des äusseren Chaos, sondern auch für die Erlösung des inneren Chaos wichtig ist.<sup>20</sup>

Picard hat seine eigenen Kanäle der Information nach Deutschland hinein. So schreibt er einige Tage später:

Eben erfahre ich auf geheime Weise, dass Ernst Wiechert verhaftet worden ist und dass er ins Konzentrationslager gebracht werden soll... Wichtig wäre, wenn ein paar Universitätsprofessoren zusammen mit dem Regierungsrat des Kantons Zürich sich an die deutsche Regierung, d. h. an das Propagandaministerium wenden würden und

mitteilen, welchen Eindruck diese Nachricht auf die Professoren mache und dass man die Verhaftung doch aufheben solle, ehe sich die Presse der Nachricht bemächtige und daraus einen «Fall» mache.<sup>21</sup>

Eine Woche später:

Ich will Ihnen auch sagen (unter uns!), warum ich besonders teilnehme an dem Schicksal Wiecherts. Es ist eine wirkliche Teilnahme. Es kann nicht anders sein, als dass Wiechert durch seinen Besuch hier zu einer Haltung bestimmt worden ist, die ihn dorthin gebracht hat, wo er jetzt ist... Gestern war ein deutscher Schriftsteller bei mir, der ein Freund Ribbentrops ist... Der Besucher sagte, dass auch Ribbentrop nichts ausrichten könne. Der Einzige, der etwas erreiche, sei Göring, der hole zuweilen die Leute selber aus dem Konzentrationslager heraus, persönlich, aber er bringe sie auch hie und da selber hinein.<sup>22</sup>

Die Verzweiflung, die aus Max Picard hervorbricht, erreicht in den späten dreissigen Jahren ihren Höhepunkt. So schreibt er im Juni 1938:

Ich habe daran denken müssen, dass Sie gesagt haben, es gebe auch in der Schweiz keine wirkliche Opposition gegen das Nazitum. Ja, lieber Herr Professor Spoerri, es gibt nicht nur keine wirkliche Opposition, sondern die Schweiz lebt von diesem Nazitum. Die ganze Welt lebt von diesem Nazitum. Kein Land, auch die Schweiz nicht, sie erst recht nicht, wirkt noch vom eigenen Wesen her. Jedes Land agiert überhaupt nicht mehr, es re-agiert nur noch auf das, was in Deutschland passiert. Man ist schon im voraus empört, ehe die Greuel passiert sind. Man wartet auf sie. Man wäre beschäftigungslos, wenn sie einem nicht zur Verfügung ständen... Wer ist hier wirklich der Schuldige? Jener, der auf die Greuel lauert, damit die Empörung gesättigt wird, oder die Greueltäter?... Es ist klar, dass eine solche Effektfabrik, die heute auf Empörung eingestellt ist, morgen sich auf Billigung und Zustimmung umstellen kann... Nein, auf diese Weise geht es für die Schweiz und für die ganze Welt nicht gut aus. Man muss es ganz anders anfangen, im wahren Sinne des Wortes ganz und gar anders, doch davon will ich heute nichts schreiben, weil es schon spät ist und weil die Post gleich weggeht... Ich will Ihnen noch sagen, wie sehr ich mich gefreut habe, bei Ihnen zu sein. Ich kann die Helligkeit, die in Ihrem Hause ist, die durch alle und die durch jeden Einzelnen noch einmal hineingebracht wird, nicht vergessen.<sup>23</sup>

Ich wünschte, ich könnte lesen, wie mein Vater auf diesen Brief reagiert hat. Immer wieder verzweifelt Picard fast an der Schweiz, d.h. den Schweizern. Im April 1939 schreibt er:

Ich glaube nicht, dass bei uns in der Schweiz die Situation anders ist (als in Deutschland). Im Gegenteil. Sie ist noch schlimmer. In Deutschland ist sie wenigstens offenbar, unverdeckt. Bei uns ist sie überschmiert. Wir haben keinen Diktator und leben von dem Reiz, dass zwar unsere Situation nazi-reif ist, aber anti-nazihaft erscheint. Dem Deutschen ist die Situation aufgedeckt, er muss so mit ihr manövrieren, wie sie ist. Der Schweizer operiert in einer Naziwirklichkeit mit Antinazibegriffen. Er lebt von dieser Diskrepanz und reizt sich an ihr. Die Dinge hier leben von der Spannung, dass sie eigentlich nazireif sind, aber mit Antinazibegriffen überdeckt werden. Ich glaube nicht, dass es möglich ist, durch diese Verdeckung und Verschmierung hindurch den Menschen wirklich zu ergreifen. Man muss ihm zuerst zeigen, was mit ihm geschehen ist.<sup>24</sup>

Picard arbeitet in diesen Jahren weiter an seinen visionären Büchern. Er sieht darin die einzige Hoffnung, etwas von dem zu retten, was noch zu retten ist. Seine Beziehung zur Schweiz bleibt eine zwiespältige. Im Juni 1942 schreibt er:

Wenn unser Land von den Greueln der I.G. Farbenindustrie-Barbarei verschont worden ist, so ist das nur darum geschehen, weil es in unserem Lande zwei oder drei ganz und gar reine und ganz und gar christliche Männer gibt wie Sie, lieber Herr Professor, einer sind. Das weiss ich so gewiss, wie ich weiss, dass Michel mein Sohn ist... Vielleicht gibt es nur den einen, das weiss ich nicht. Aber ich weiss wieder, dass einer genügt. Ich habe im letzten Weltkrieg 1918 ein Manuskript Häckers<sup>25</sup> gelesen, in dem er schrieb, die Schweiz sei nur darum vom Weltkrieg verschont geblieben, weil sie einen solchen Mann wie Hilty gehabt habe.<sup>26</sup>

Dass sich mein Vater nicht als «Retter des Vaterlandes» fühlte, weiss ich genau; wie er aber auf die Vision, die Picard für ihn hatte, reagiert hat, ist leider auch in diesem Fall nicht mehr zu eruieren.

Aber immer wieder bricht auch das Persönliche durch. Auf einen Brief, in dem mein Vater über seine eigenen inneren Konflikte berichtete, antwortet Picard eine Woche vor Weihnachten 1942:

Ich weiss wohl, dass man das meiste allein durchleiden muss. Aber der Freund, der helfen möchte und nicht kann, steht dann so armseelig da: wie einer, bei dem nicht einmal das Leiden es für Wert gehalten hat, auszuhalten, wie einer, der sogar vom Leiden übersehen worden ist. Es ist kein Glück heute, nicht zu leiden. Es ist ein Defizit. Wie ein Ausgestossener ist man, wenn man ohne Leid ist. Es ist überhaupt die einzige echte Verbindung unter den Menschen, die es heute noch gibt: die Gemeinsamkeit des Leidens. Ich bin in grosser Unruhe wegen Ihnen. Es kann auch nicht anders sein. Herzlich grüssst...<sup>27</sup>

In den letzten Kriegsjahren geht es Picard vor allem darum, sowohl die Schweizer wie auch die anderen Europäer über die wirkliche Natur des Nazismus zu orientieren und sie auf die Nachkriegszeit vorzubereiten. Im September 1944 schreibt er meinem Vater:

Heute ist ein Freund von mir, ein Franzose, abgereist von Caslano, der ein Freund von Churchill ist. Ich habe einmal, 1938, auf die Bitte meines Freundes ein Exposé über das «Phänomen Nazi» abgefasst, weil er es Churchill schicken wollte. Das hat er auch getan, und Churchill habe gesagt, dass er dadurch erst das Phänomen «Nazi» erkannt habe, und zwar in der Art, wie man durch einen Botaniker erfährt, dass es eine neue, bisher unbekannte Species gebe. Ich bin mir durchaus klar, dass Churchill auch ohne mich das Rechte mit den Nazis getan hätte und tun würde, er hat im Tun an sich schon die richtige Art, er ist auf das richtige Denken und die richtige Schau nicht angewiesen, er denkt zuzusagen mit dem Fleisch (wie Stalin auch).<sup>28</sup>

Und im Mai 1945:

Es besteht kein Zweifel, dass mit Diskussionen nur niedere oder mittelmässige Probleme behandelt werden können, hier findet eben dann eine «Erledigung» durch die Diskussion statt. Aber die höheren Phänomene werden durch die Diskussionen vertrieben, es ist, als hinterliessen diese hohen Phänomene nur ihre Exkreme für die Diskussion. Ich erlebte selbst wieder in den letzten Tagen, wie die Magie einer Geschichte oder eines Wortes ein Gespräch ganz und gar verwandeln und auch die Menschen, die am Gespräch teilnehmen, verwandeln kann. Es besuchte mich aus Basel ein etwa 30-jähriger junger Mann, Altphilologe, deutscher Emigrant, Jude. Wir sprachen von den Vergasungslagern in Buchenwald und Auschwitz und Michel sagte: «Ich hätte mich nicht holen lassen von den SS-Männern, ich

hätte eine Pistole genommen und auf diese SS-Männer geschossen und die letzte Kugel hätte ich mir selber gegeben.» Das ist bei Michel kein Spruch, er hätte sicher so gehandelt. Aber der jüdische Emigrant sagte: «Nein, das hätte ich nicht getan und das darf man auch nicht tun. Ich wäre mitgegangen, wenn man mich geholt hätte, denn wir, die wir doch ein Leben im Geiste, und das heisst in der Wahrheit, zu führen bestrebt sind, wir müssen den anderen, die kein Leben im Geiste führen können, helfen, dass sie auf die rechte Weise sterben können und darum wäre ich bei den zum Tode Geführten geblieben, wenn man mich zu ihnen gebracht hätte.» Was war da noch zu sagen? Das Gespräch hörte auf und es blieb dieser Satz, der verwandelnde Satz des jungen Menschen. Er stammte aus der bayerischen Pfalz, aus einem kleinen Weindorf und hatte noch, was die Juden selten haben, noch den ganzen Geruch des Landes und der kleinen Gassen um sich.<sup>29</sup>

Von November 1945 an dreht sich Max Picards Denken – und auch seine Briefe – vor allem um sein neues Buch *Hitler in uns selbst*. Er kümmert sich darum, wie es in allen Zeitungen besprochen und vom Publikum und von der Intelligenza aufgenommen wird. Mein Vater, als Rektor der Universität und wegen seines Einsatzes im Gotthard-Bund eine bekannt gewordene Persönlichkeit, wird immer wieder gebeten, Rezensionen zu veranlassen, Türen zu öffnen oder Übersetzer für anderssprachige Ausgaben zu finden. Picard schreibt im Dezember 1945:

Ich habe den Eindruck, dass bei uns in der Schweiz die Leute nicht gern hören, dass *Hitler in uns selbst* ist, sie meinen Hitler sei nur in den anderen, das ist nicht gut. Man ist zufrieden, dass man keine Juden bei uns vergast hat und dass man keine Pfarrer gemartert hat, man ist sogar stolz darauf. Aber man sollte Gott danken, dass man bei der allgemeinen inneren Auflösung, die auch bei uns ist, dass man trotz ihrer das Üble durch eine unbegreifliche Gnade nicht getan hat, dass uns eine unbegreifliche Gnade davor bewahrt hat, zu werden, wie wir auch die Anlage hatten zu sein. Die Selbstsicherheit bei uns ist ungut.<sup>30</sup>

In den fünfziger Jahren scheint der Kontakt zwischen meinem Vater und Picard nicht mehr die gleiche Substanz und Intensität zu haben. Es kommt jetzt öfters vor, dass Picard über das Engagement meines Vaters in der Politik durch den Gotthard-Bund und, besonders später, über seinen Einsatz in Caux und mit der Moralischen Aufrüstung in anderen Teilen der Welt nicht

so glücklich ist. Über Bücher und gemeinsame Freunde wie Kassner und Gabriel Marcel wird zwar immer noch gesprochen und geschrieben, aber es ist nicht mehr der intensive, persönliche Austausch der früheren Jahre. Im Juli 1958 schreibt Picard:

Es hat mich sehr bewegt, dass Sie mich am Tode Ihrer Mutter teilnehmen liessen, ich wurde durch Ihre Beschreibung von selber mitbewegt, war auch dort, wo sie starb. Ich habe noch nie einen Brief von Ihnen bekommen, der so unmittelbar war. Ich habe den Eindruck, dass wir uns in den letzten zehn Jahren immer mehr voneinander entfernt haben. An mir liegt das nicht. Wenn ich auch die Caux-Institution in keiner Weise billige, so ist das für mich kein Grund, einen Caux-Menschen von mir wegzustellen. Ich lasse jedem seine Meinung, solange ich den Menschen selber gern habe... Aber ich habe den Eindruck, dass Ihre Person überhaupt vergraben ist in der Caux-Institution... Seien Sie mir bitte nicht böse wegen dieses Briefes.<sup>31</sup>

Am Ende des gleichen Jahres, im Dezember 1958, versucht Picard dann ein letztes Mal, mit meinem Vater ins Gespräch zu kommen:

Ich habe Ihnen einen vollständig bösen, unnützen und unchristlichen Brief geschrieben. Er war böse, weil ich ganz von meiner Meinung besessen war, ohne auf das mögliche Wort des anderen zu hören. Ich sperrte es ab. Er war unnützlich, weil er auf gar keinen Fall eine Änderung bei Ihnen hätte herbeiführen können, und er war unchristlich, weil er ohne Geduld war... Ich bitte Sie um Verzeihung.<sup>32</sup>

Dies war der letzte Brief. Ob sich mein Vater und Picard darauf noch einmal persönlich trafen, ist mir nicht bekannt. Picard starb am 3. Oktober 1965 in Neggio und ist auf dem Friedhof von Cassina d'Agno begraben.

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Es erschienen *Die Grenzen der Physiognomik* 1937, *Die unerschütterliche Ehe* 1942, *Hitler in uns selbst* 1945, alle im Ernst Rentsch Verlag, Erlenbach bei Zürich.

<sup>2</sup> Rudolf Kassner (1873–1959), Kulturphilosoph, Schriftsteller, Essayist.

<sup>3</sup> Max Picard an Th. Sp., 26. Mai 1932.

<sup>4</sup> Martin Buber (1878–1965), jüdischer Religionsphilosoph und Schriftsteller. Sein frühes Buch *Ich und Du* löste eine grundlegende philosophische Diskussion aus. Er lebte während seiner letzten Jahre in Jerusalem, wo er an der *Hebrew University* einen Lehrstuhl einnahm.

<sup>5</sup> Gabriel Marcel (1889–1973), französischer Philosoph, Dramatiker und Kritiker.

- <sup>6</sup> Ernst Wiechert (1887–1950), deutscher Schriftsteller. Er stand schon früh in Opposition zum Nationalsozialismus und war auch einige Zeit im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in der Schweiz. Zu seinen bekanntesten Büchern gehören *Das einfache Leben* (1939) und *Die Jeromin-Kinder* (1945–47).
- <sup>7</sup> Jean-Paul Sartre (1905–1980), französischer Philosoph und Schriftsteller, Hauptvertreter des französischen Existentialismus.
- <sup>8</sup> Charles Péguy, französischer katholischer Dichter und Schriftsteller.
- <sup>9</sup> Während der Jahre des Briefwechsels mit meinem Vater war Picard Mitglied der römisch-katholischen Kirche, fand dann aber später zu seinem jüdischen Glauben zurück.
- <sup>10</sup> Neville Chamberlain (1869–1940), britischer Premierminister von 1937–40. Chamberlain versuchte in direkten Gesprächen mit Hitler «den Frieden zu bewahren» und unterschrieb im Namen von England das Münchener Abkommen.
- <sup>11</sup> Winston Churchill (1874–1965), britischer Staatsmann. Premierminister von 1940–45 und 1951–55.
- <sup>12</sup> Das traditionelle schweizerische Asylverfahren war in den dreissiger Jahren dem Druck, der von den Diktaturen nördlich und südlich der Schweiz aus kam, nicht gewachsen. So kam es nach der Flüchtlingswelle von 1938 zu einer vorübergehenden Grenzschliessung und besonderen Massnahmen gegen die jüdischen Flüchtlinge.
- <sup>13</sup> Carl Hilty (1833–1909), Jurist und Schriftsteller. Seine Bücher, besonders über die Grundlagen der schweizerischen Neutralitätspolitik, waren so bekannt, dass er «Praeceptor Helvetiae» genannt wurde.
- <sup>14</sup> Max Picard an Th. Sp., 1. Mai 1933.
- <sup>15</sup> Max Picard an Th. Sp.,
- <sup>16</sup> Franz Kafka (1883–1924), österreichischer Schriftsteller.
- <sup>17</sup> Max Picard an Th. Sp., 6. Januar 1936.
- <sup>18</sup> Th. Sp. an Marion Römer (née Spoerri), 16. April 1936.
- <sup>19</sup> Max Picard an Th. Sp., 8. Mai 1938.
- <sup>20</sup> Max Picard an Th. Sp., 15. Mai 1938.
- <sup>21</sup> Max Picard an Th. Sp., 18. Mai 1938.
- <sup>22</sup> Max Picard an Th. Sp. (als Datum nur «Donnerstag früh», aber offensichtlich ebenfalls im Mai 1938 geschrieben).
- <sup>23</sup> Max Picard an Th. Sp., 30. Juni 1938.
- <sup>24</sup> Max Picard an Th. Sp., 28. April 1939.
- <sup>25</sup> Th. Haecker, katholischer Kulturphilosoph, Autor von *S. Kierkegaard und die Philosophie der Sinnlichkeit* (1913), *Christentum und Kultur* (1927), *Tag- und Nachtbücher 1939–1945* u.a.m.
- <sup>26</sup> Max Picard an Th. Sp., 11. Juni 1942.
- <sup>27</sup> Max Picard an Th. Sp., 18. Dezember 1942.
- <sup>28</sup> Max Picard an Th. Sp., 21. September 1944.
- <sup>29</sup> Max Picard an Th. Sp., 28. Mai 1945.
- <sup>30</sup> Max Picard an Th. Sp., 1. Dezember 1945.
- <sup>31</sup> Max Picard an Th. Sp., 25. Juli 1958.
- <sup>32</sup> Max Picard an Th. Sp., 31. Dezember 1958.

## 7. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und das Jahr 1940

Die gespannte Atmosphäre in der Schweiz in den zwei Jahren vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ist in meiner Erinnerung verbunden mit einem Pfadfinderlager und einem Gespräch während der München-Krise mit einem meiner älteren Pfadiführer, der im Brustton der Überzeugung sagte, dass die polnische Kavallerie so stark sei, dass, wenn es zum Krieg komme, Polen sicher Deutschland schlagen würde. Ich verstand von alldem damals noch weniger als er, nahm aber mit einer grossen Selbstverständlichkeit an den Vorbereitungen für die Verteidigung des Landes teil, in die wir als Pfadfinder automatisch einbezogen wurden.

Beim Ausbruch des Krieges im Jahre 1939 und während der ganzen Kriegsjahre traf ich niemanden, der die Wehr- und Verteidigungsbereitschaft der Schweiz ernstlich in Frage gestellt hätte. Mir ist auch keine Begegnung bewusst, bei der irgend jemand für nationalsozialistisches Gedankengut eingetreten wäre. Das wäre in unserem Elternhaus kaum möglich gewesen.

Ich entdeckte bald, dass mein Vater neben der Universität viel Zeit und Energie für etwas einsetzte, was einen neuen Namen – *Gotthard-Bund* – trug. Schon nach Kriegsausbruch und besonders im Frühjahr 1940 gingen dauernd verschiedenste Menschen in unserem Haus ein und aus. Erst später fand ich nach und nach heraus, wie es zu diesem Bund gekommen war und wie mein Vater in die Sache hineingezogen wurde.

Er selbst beschrieb den Ursprung des *Gotthard-Bundes* später folgendermassen:

Der Eindruck, den die bundesrätliche Botschaft über *Geistige Landesverteidigung* vom 9. November 1938 auf die junge Generation machte, war gross und nachhaltig. «Der schweizerische Gedanke», hiess es im Schlusspassus, «ist nicht ein Produkt der Rasse, das heisst des Fleisches, sondern das Werk des Geistes. Es ist eine bewundernswerte Tatsache, dass am Gotthard, dem Berg, der trennt, und dem Pass, der vereint, eine grosse Idee, eine europäische, universale Idee entstand und politische Wirklichkeit wurde: die Idee einer geistigen Gemeinschaft der Völker und der abendländischen Kulturen.» Ein frischer Hauch ging von diesen Sätzen aus. Viele fühlten sich zu eigener Initiative angeregt.

Als bei Kriegsausbruch die Tore der Landesausstellung sich schlossen, fassten ein Deutsch- und ein Welschschweizer den Plan, die eidgenössische

Idee in der Einheit ihrer Mannigfaltigkeit durch Radiosendungen zum Ausdruck zu bringen. Der Gedanke wurde durch die Neue Helvetische Gesellschaft unterstützt und vom Schweizerischen Rundspruch durchgeführt.<sup>1</sup>

Der welsche Freund meines Vaters, Philippe Mottu, beschreibt in seinen Memoiren, wie es von seinem Gesichtspunkt aus zu dieser Entwicklung gekommen war:

Die geistige Verteidigung der Schweiz wurde im Angesicht der totalitären Bedrohung zu einer dringenden Notwendigkeit. Theophil Spoerri und ich wollten eine Reihe von Radiosendungen vorschlagen, die gleichzeitig in den drei Landessprachen ausgestrahlt würden. Wir hatten mit verschiedenen Persönlichkeiten den Kontakt aufgenommen: General Guisan<sup>2</sup> empfing uns in seinem Hauptquartier in Gümliigen: Er verstand sofort den Sinn unserer Initiative. Mit einer robusten bäuerlichen Intelligenz ausgestattet, feinfühlig und gewandt, versicherte er uns seiner vollen Unterstützung.

Von seiten der politischen Autorität mussten einige Widerstände überwunden werden, da einige Angst hatten, dass die strikte Neutralität des Landes nicht respektiert würde. Nach meiner Meinung waren diese nationalen Radiosendungen eine erste öffentliche Demonstration des Verteidigungswillens der Schweizer gegenüber den totalitären Ideologien.<sup>3</sup>

So richteten sich im Laufe des ersten Kriegswinters Männer verschiedener Parteien, Kirchen wie auch Kulturkreise an die Schweizer Bevölkerung. Zu ihnen gehörten der sozialdemokratische Stadtpräsident von Zürich, Emil Klöti<sup>4</sup>, der Jurist und spätere Präsident des Internationalen Gerichtshofes im Haag, Max Huber<sup>5</sup>, wie auch der welsche Kulturphilosoph Gonzague de Reynold<sup>6</sup>. Eine Sendung war der Schweiz als Bindeglied der grossen europäischen Kulturen gewidmet, eine weitere der Einheit von Armee und Volk. Die Einheit im konfessionellen Leben kam in einer Sendung zum Ausdruck, in welcher der Freiburger Bischof Marius Besson<sup>7</sup> und Professor Emil Brunner<sup>8</sup> sprachen. Eine der Persönlichkeiten, die von Vater im Zusammenhang mit diesen Sendungen konsultiert wurde, war der bekannte welschschweizerische Schriftsteller C. F. Ramuz.<sup>9</sup> Über sein Treffen mit ihm schreibt er:

Soeben habe ich eineinhalb Stunden mit Ramuz verbracht. Er war äusserst liebenswürdig. Ich habe ihm meinen Plan, dem er seine volle Zustimmung gab, dargelegt. Ich muss ihn auf dem laufenden halten

Paris, 29.4.39

Mon cher ami

Je pense que vous êtes rentré de Rome. Et ce que Philippe Mottu est en Amérique? A quoi en est votre place? J'ai peur que ça n'ait avancé guère, faute d'hommes sur place. Vous êtes déjà si chargé. J'ai vu R. de Bray, il est très enthousiasmé. J'ai esquissé des plans pour rechercher avec mon ami Nikolaus (chez qui nous passâmes le soir d'avril dans le train, pour s'échapper à la Police!) le compte vous voir à Zurich. Que puis-je faire maintenant?

Je ne sais pourquoi, cette semaine, j'ai subi les plus violentes attaques à cause de mon journal d'Allemagne: les Allemands hitlériens m'accusent de « banane » et de mauvaise foi de journaliste, et les Anglais et les gens de gauche me traitent d'hitlérien. Et j'ai l'impression pénible qu'il y a une part de vérité dans toutes ces critiques contradictoires!

Avez-vous assisté à la lecture de ma pièce des Charly Clerc? Je me suis amusé de voir d'un peu hasard la piéce en a parlé, vous seriez très gentil de me découper ce que vous auriez vu, de la N.Z.Z. par exemple. Mais j'ai mis trop "gentilettre" je crois.

Qu'avez-vous vu à Rome? Je pense que vous y êtes au moment de la prise de l'Albanie. J'aimerais bien vous revoir bientôt et parler de mille choses avec vous. Je vous dis encore merci pour les deux magnifiques journées que vous m'avez données.  
Affectionnement à vous  
Denis de R.

Denis de Rougemont beschreibt in diesem Brief die Atmosphäre kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Es ist auch die Zeit, während der sich das «Netzwerk» aufbaute – das dann zur Schaffung des Gotthard-Bundes führte.

über alles, was geschieht und was Etter<sup>10</sup> von der Sache hält. Ich glaube, dass er zu einem Wochenende kommen wird, um sich mit Denis de Rougemont<sup>11</sup>, de Reynold, Max Huber u.a. zu verbinden. Auch er glaubt, dass man mit dem Radio wunderbare Sachen machen könnte. Über die Möglichkeiten der Verwirklichung ist er ziemlich skeptisch. Er meint, in der Schweiz versande alles in Kommissionen. Wenn er aber sieht, dass man ernsthafte Arbeit leistet, ist er zur Mitarbeit bereit. Wir haben uns in allen Fragen sehr gut verstanden, zumindest über den Kern der Fragen. Bei Ramuz wie bei allen unseren Welschen muss man schrecklich auf die Terminologie achtgeben. Sobald man aber weiss, dass man bei Ramuz statt von Religion oder Moral von Metaphysik sprechen muss, gelingt es, sich sehr gut zu verstehen.

In seiner letzten Schrift *Eine Provinz, die keine ist* kehrt Ramuz immer wieder zu dieser Frage der Ausdrucksweise zurück – so sagt er vom jungen Waadtländer: «Das Selbstvertrauen, das fehlt ihm am meisten – er zieht sich in sich selbst zurück. Er hätte reden wollen, er schweigt ... Amiel erläutert mit brutaler Deutlichkeit den extremen Fall des welschen Protestanten, der von Gewissenszweifeln verzehrt wird und bei dem die Sorge, es recht zu machen, direkt zur Unmöglichkeit führt, etwas recht zu machen, und die Unmöglichkeit, etwas recht zu machen, ihn daran hindert, überhaupt etwas zu tun. – Paris hat mich gelehrt, dass Schwerfälligkeit nur dann ein Mangel ist, wenn man sie mit einer falschen Leichtigkeit überspielen will»...<sup>12</sup>

Über die Gründung des Gotthard-Bundes selbst gibt es verschiedene Berichte. Der Autor Werner Rings schreibt in seinem 1974 publizierten Buch *Schweiz im Krieg*<sup>13</sup>:

Denis de Rougemont registrierte in seinem Tagebuch unter dem 6. Juni 1940 eine am Vorabend eingetroffene Nachricht – «Paris bombardiert» – und ein Gespräch, das er gleich darauf während einer Bahnfahrt mit dem Zürcher Universitätsprofessor Theophil Spoerri führte. Die Gedanken kreisten um die französische Hauptstadt.

Das Tagebuch verrät, worüber zwischen Lausanne und Bern gesprochen wurde: Eine französische Niederlage wird den Widerstandsgeist in der Schweiz gefährlich schwächen. Nur wenige werden äusserem Druck noch widerstehen können. «Doch wir sind die einzigen, die uns verteidigen können.» Jemand sollte eine Bewegung ins Leben rufen, im ganzen Land, für den Widerstand um jeden Preis, mit dem Gotthard, diesem militärischen Trumpf der Schweiz, als Symbol.

Ein Bombardement in der Ferne, eine Idee, die schon in vielen Köpfen keimte, ein Funkensprung zwischen Lausanne und Bern: das war einer der Anfänge der überparteilichen nationalen Widerstandsbewegung «Gotthard-Bund», die unter der Führung von Professor Spoerri entstehen sollte.

Über den gleichen Zeitabschnitt schreibt mein Vater:

Im Frühjahr 1940, nachdem ein Land um das andere von Hitlers Armeen überrannt worden war, entstand für die Schweiz, die sich nach dem Zusammenbruch Frankreichs an allen Grenzen von den Achsenmächten eingeschlossen sah, auch im Innern eine bedrohliche Situation: eine Welle von Defaitismus ging durch das Land, während infolge der Notlage Spannungen aller Art hervortraten. Persönlichkeiten der verschiedensten Lager, die sich bei den «Nationalen Sendungen» getroffen hatten oder durch sie aufgerufen worden waren, kamen zur Einsicht, dass ein weiterer Schritt zur Stärkung der inneren Einheit notwendig geworden war. Männer von rechts und links, von innerhalb und ausserhalb der Parteien, von der deutschen und welschen Schweiz, trafen sich wiederholt in einem Privathaus in Bern. Sie kamen überein, zu geeignetem Zeitpunkt als überparteiliche Gruppe an die Öffentlichkeit zu treten. Das Programm stand noch in vielen Punkten zur Diskussion, aber der Gedanke der Einigung kristallisierte sich wie in der bundesrätlichen Botschaft über *Geistige Landesverteidigung* um das Symbol des Gotthards. So entstand der Gotthard-Bund.<sup>14</sup>

Philippe Mottu schreibt in seinen Memoiren:

Eine enge Freundschaft verband Theophil Spoerri und mich seit 1938... Er hätte sich dank seines grossen Wissens und seiner natürlichen Veranlagung in seinem Elfenbeinturm einschliessen können. Er wurde aber zur treibenden Kraft des *Gotthard-Bundes*. Am ersten Treffen in unserer Wohnung an der Humboldtstrasse in Bern trafen sich fünfzehn Personen aus allen Teilen des Landes, unter ihnen Gonzague de Reynold, Denis de Rougemont, Gottlieb Duttweiler<sup>15</sup>, Christian Gasser<sup>16</sup> und Charles Ducommun<sup>17</sup>. Spoerri zeigte in der Rolle der Verantwortung sowohl Bescheidenheit wie auch Stärke. Von allem Anfang an hatte der Gotthard-Bund eine doppelte Funktion: die Stärkung des Widerstandes gegen die deutsche Hegemonie und die Erneuerung des demokratischen Lebens.<sup>18</sup>

Der Versuch, alle diese bestimmenden Persönlichkeiten und Gruppen von ganz rechts bis ganz links auf der Grundlage ihrer Bereitschaft zum Widerstand gegen Hitler in einem «Bund» zusammenzuhalten, erwies sich als schwieriger als ursprünglich erwartet. Es bestanden viele persönliche Gegensätze und Rivalitäten, dazu die verschiedenen Auffassungen von Welsch- und Deutschschweizern und sogar kantonale Sensibilitäten. Hin und wieder kam Vater verzweifelt nach Hause, weil es ihm trotz aller Bemühungen nicht gelungen war, diese oder jene Persönlichkeit oder diese oder jene Gruppe «bei der Stange» zu halten. Der Genfer Gewerkschaftler René Leyvraz charakterisierte dieses Zusammenfinden in einem späteren Zeitpunkt wie folgt: «Sur bien des points nous ne parlions plus le même langage et il fallait d'abord recréer un esprit commun.»<sup>19</sup>

Den fünfzehn Gründungsmitgliedern und ihren Freunden wurde auch keine Zeit geschenkt, um diesen gemeinsamen Geist zu schaffen. Schon eine Woche nach dem ersten Treffen wurde der Gründerkreis von einem seiner Mitglieder, Walter Allgöwer, telegrafisch zu einer dringlichen Sitzung am Sonntag, den 7. Juli 1940 nach Bern einberufen. Allgöwer gehörte als Offizier einer geheimen Organisation von Offizieren, besonders aus dem Nachrichtendienst und dem Generalstab, an, die bereit waren, falls der Bundesrat sich den Deutschen als zu nachgiebig erweisen sollte, offenen Widerstand zu leisten.

Hier der Bericht meines Vaters über die Ereignisse von Juni/Juli 1940:

Mittlerweile war die Spannung im ganzen Land infolge der Rede Pilet-Golaz<sup>20</sup> vom 25. Juni bis zur Siedehitze gestiegen. Viele legten die bundesrätliche Botschaft als beginnende Anpassung an das Hitlerregime aus. Zu diesen gehörten einige junge Offiziere, die mit grosser Besorgnis sahen, wie sich eine Kluft zwischen General und Bundesrat zu öffnen schien. So kam es, dass im Juli die Leitung des Gotthard-Bundes telegraphisch auf einen Montagabend nach Bern gerufen wurde. Es erwies sich, dass die Sitzung von einem höheren Offizier (siehe oben) einberufen worden war, dessen anwesende Vertreter sofort das Wort ergriffen. Sie stellten an den Gotthard-Bund die Forderung, noch in der gleichen Woche mit einem Manifest an die Öffentlichkeit zu treten. Andernfalls würde eine Gruppe von Offizieren in den kommenden Tagen einen «Marsch auf Bern» veranstalten.

Eine schwere Entscheidung stand den Intellektuellen, Geschäftsleuten, Gewerkschaftern, Offizieren, die in der engen Stube vereinigt waren, bevor. Acht deutsche Divisionen (4 Panzerdivisionen, 2 Mechanische Divisionen, 2 Infanteriedivisionen) standen unter Guderian an der weitgehend unbewehrten französischschweizerischen

Grenze. Der Blitzkrieg gegen England hatte noch nicht begonnen. Ein noch so gutgemeinter Militärputsch konnte in diesem Augenblick unheilvolle Folgen nach sich ziehen.

So entschlossen sich die Anwesenden, mit ihrem Manifest hervortreten. In der Woche vom 22.–27. Juli erschien der Aufruf als ganzseitiges Inserat in allen grossen Schweizer Zeitungen.

Neben dem Bekenntnis zur Wahrung eidgenössischer Ehre und Unabhängigkeit um jeden Preis wurden als Aufgabe der Gegenwart folgende Grundsätze aufgestellt:

- Die Bereitschaft zur inneren Wandlung der verantwortlichen Männer.
- Menschen sind wichtiger als Programme.
- Die Überwindung der Gegensätze von links und rechts. An die Stelle der Zersplitterung tritt die Zusammenfassung aller vorhandenen lebendigen Kräfte.
- Ein neues wirtschaftliches Denken und Handeln, bei dem der Mensch und seine Arbeit im Mittelpunkt stehen. Massgebend ist nicht der Profit, sondern die Leistung gegenüber der Allgemeinheit, nicht der Verdienst, sondern der Dienst.

Daneben stand ein konkreter Aktionsplan, der 18 Sofortmassnahmen zur Diskussion stellte.

In die faule Atmosphäre dieses Sommers des Missvergnügens schlug die Aktion des Gotthard-Bundes ein wie ein reinigendes Gewitter.

Aber das Entscheidende geschah von höherer Instanz aus. In der gleichen Woche, am 25. Juli, fand auf dem Rütli der historische Rapport statt, an welchem der General den höheren Offizieren den Verteidigungsplan des *Réduit* – die Konzentration der Armee um den Gotthard – darlegte. Und am Nationalfeiertag, am 1. August, kam über den Rundfunk die Botschaft des Generals an das Schweizervolk, in deren Mittelpunkt das Symbol des Gotthards stand – als Zeichen der bedingungslosen Wehrbereitschaft und der «Zusammenfassung aller lebendigen Kräfte des Landes».

Nun gab es weder für das Inland noch das Ausland mehr einen Zweifel darüber, welchen Kurs das Schweizervolk eingeschlagen hatte.

Über die gleichen Ereignisse fügt Werner Rings in seinem Buch noch einige Einzelheiten hinzu:

Am Tag nach der Rede (von Pilet-Golaz) vertraute Denis de Rouge-mont seinem Tagebuch an: «Ein Offizier vom persönlichen Stab des

Generals sagte mir heute morgen: Zum ersten Mal in meinem Leben schäme ich mich, Schweizer zu sein.» Die Zäsur des 25. Juni sollte noch heute sichtbare Spuren hinterlassen: Tagebücher begannen einzuschlafen oder die Eintragungen wurden knapp, ungenau; Personen, die ein Tagebuch führten, waren auf einmal auffällig verschwiegen, als wäre es unklug, seinem Herzen Luft zu machen, selbst hinter verschlossenen Türen, in der Abgeschlossenheit intimer Gewissensprüfung. Verschwiegen wurde auch, was damals einer dem anderen zuflüsterte: nun müsse man mit allem rechnen, Telefongespräche könnten mitgehört, Briefe geöffnet und gelesen werden; ein Tagebuch in falscher Hand könne einem zum Verhängnis werden.

Hier möchte ich als persönliche Erinnerung hinzufügen, dass mir mein Vater nach dem Krieg sagte, vieles vom Wichtigsten, was in diesen Jahren geschah, sei nie zu Papier gebracht worden, weil man nie wissen konnte, wann ein Angriff auf die Schweiz stattfinden würde. Vater wusste, dass er auf der Liste derjenigen stand, die bei einer Besetzung sofort verhaftet und wahrscheinlich erschossen würden. Das Resultat dieser konspirativen Atmosphäre damals bedeutet heute, sechzig Jahre später, dass denjenigen, die nur auf Grund von Dokumenten die Geschichte jener Zeit beschreiben wollen, einige ganz wichtige Elemente möglicherweise einfach fehlen. Christian Gasser, einer der engsten Freunde und Mitarbeiter meines Vaters im Gotthard-Bund, bestätigt diese Tatsache: «Schon über die Besprechungen vom 24./25. Juni finden sich in meinem Tagebuch nur vorsichtige Notizen, über die Kontakte mit dem «Offiziersbund» gar keine. Ich hatte von einem massgebenden Mann der politischen Polizei des Kantons Zürich vernommen, dass unsere Telefongespräche überwacht würden. Ich solle sehr vorsichtig sein mit Notizen, riet man mir, da eine Hausdurchsuchung jederzeit möglich sei.»<sup>21</sup>

Die Ereignisse nahmen jetzt ihren Lauf. Unter der Führung von Major von Ernst<sup>22</sup> versammelten sich «37 Verschwörer», vorwiegend Offiziere des Generalstabes, am 21. Juli in Luzern. Sie waren zu allem bereit, sogar zu einer Straftat, die nicht anders als mit Meuterei beschrieben werden konnte.

Am gleichen Tag, einem Sonntag, erschien in 74 grossen und mittelgrossen Zeitungen der Schweiz das erste grosse Inserat des *Gotthard-Bundes*. Es rief zur Zusammenarbeit «aller lebendigen Kräfte» in und ausserhalb der Parteien und zur bedingungslosen Kampfbereitschaft auf. Major Ernst hatte von Walter Allgöwer schon Anfang Juli erfahren, dass eine solche Pressekampagne geplant war. Er hatte sich dafür interessiert, wieviel sie schätzungsweise kosten würde. Er stellte 50 000 Franken für die Finanzierung der Inseratenkampagne zur Verfügung, die Hälfte seines Vermögens. Gleichzeitig

bereiteten er und seine Mitverschwörer weitere Massnahmen vor. Am 4. August sollte eine zweite geheime Zusammenkunft aller beteiligten Offiziere stattfinden. Aber am Vortage wurden Ernst und die andern Führer der Verschwörung verhaftet.

Es war dann der General, der der ganzen Geschichte doch noch eine unerwartete Wendung gab. Bevor das vorgesehene Militärgerichtsverfahren begann, liess er die Offiziere zu sich kommen und empfing sie «mit kaum unterdrückter Herzlichkeit».<sup>23</sup> Er sagte, dass sie zwar bestraft werden müssten, weil sie «im Verborgenen gehandelt hätten». Gleichzeitig gab er aber diesen Männern ein Zeichen seines Vertrauens, indem er sie ermächtigte, jederzeit direkt mit ihm in Kontakt zu treten.

Kaum war diese erste Krise überstanden, musste sich die Bundesleitung des Gotthard-Bundes mit einigen internen Problemen beschäftigen. An einem sehr kritischen Augenblick, im Sommer 1940, erhielt Vater von Denis de Rougemont einen dringenden handgeschriebenen Brief. De Rougemont, der während der Entstehung des Bundes ein wichtiger integrierender Faktor gewesen war, kündigte meinem Vater an, dass er wenigstens für einige Monate eine Aufgabe für Pro Helvetia und andere Schweizer Organisationen in New York übernommen habe. Dies war für meinen Vater ein herber Verlust. In diesem Brief stellte De Rougemont fest, dass einige der Mitglieder der Bundesleitung, die zu den obengenannten Offizieren gehörten, zwei andere Mitglieder beschuldigten, «persönliche Geschäftsinteressen» zu verfolgen und «mit Deutschland im Geschäft zu sein». Die Offiziere drohten, wenn diese Männer nicht zum Rücktritt gezwungen würden, sich selbst zurückzuziehen.

De Rougemont schreibt dann: «Jede Spaltung in der Bundesleitung dieser Art (die nur auf Gerüchten aufgebaut sei) ist ein Verrat an der Schweiz... Ich bitte Sie inständig, sich um E. und G. zu kümmern, die machiavellischer Absichten beschuldigt werden... Ich bin glücklich zu wissen, dass Sie unser Präsident sind: ohne die Hoffnung, die Sie vertreten, wird sich bei uns nichts tun – auch nicht anderswo.»<sup>24</sup>

Walter Allgöwer, einer dieser Offiziere, hatte während der Vorbereitungen und Gründungsvorgänge des Gotthard-Bundes eine sehr positive Rolle gespielt. Er geriet dann aber unter den Einfluss einer Gruppe von Basler Parteipolitikern und vertrat die Auffassung, dass das Ziel des Gotthard-Bundes sei, nicht Einzelpersonen, sondern Organisationen (vor allem politische Parteien) zusammenzuschliessen, was im totalen Gegensatz zur Grundphilosophie der anderen Mitglieder der Bundesleitung war. So schied Allgöwer am 19. August 1940 aus.<sup>25</sup> Die ganze Auseinandersetzung mit der Basler Gruppe kostete meinen Vater aber viel Nervenkraft und Energie. Endlich konnten er und seine Kollegen in der Bundesleitung sich jetzt den wirklichen Aufgaben widmen, für die sie sich zusammengefunden hatten.

Anmerkungen:

- <sup>1</sup> *Geistige Landesverteidigung in Schweizerische Monatshefte*, 10.1.1964.
- <sup>2</sup> General Henri Guisan (1874–1960), Oberbefehlshaber der Schweizer Armee während des Zweiten Weltkriegs.
- <sup>3</sup> Philippe Mottu, *Pile ou Face (persönliche Memoiren)*, S. 32.
- <sup>4</sup> Emil Klöti (1877–1963), Stadtpräsident von Zürich 1928–1942, Nationalrat 1919–1930.
- <sup>5</sup> Max Huber (1874–1960) war 1922–1930 Mitglied des Internationalen Gerichtshofes in Den Haag, dann von 1928 bis 1947 Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK).
- <sup>6</sup> Gonzague de Reynold (1880–1970), Schriftsteller, Literaturwissenschaftler, Historiker. Er war ein enger Freund und Berater der Bundesräte Musy, Motta und Etter.
- <sup>7</sup> Marius Besson (1876–1945), Bischof von Freiburg, Lausanne und Genf.
- <sup>8</sup> Professor Emil Brunner, siehe Kapitel 3–5.
- <sup>9</sup> C. F. Ramuz (1878–1947), Erzähler, Lyriker und Essayist. Er erhielt 1930 den Prix Romand, 1936 den Grossen Schillerpreis.
- <sup>10</sup> Bundesrat Philip Etter (1891–1977), Mitglied des Bundesrates von 1934–1959.
- <sup>11</sup> Denis de Rougemont (1906–1985), Philosoph, Essayist, Publizist und Autor. Er verbrachte während des Zweiten Weltkrieges im Auftrag von offiziellen und kulturellen schweizerischen Stellen längere Zeit in den Vereinigten Staaten.
- <sup>12</sup> Brief von Th. Sp. an Philippe Mottu, 9. März 1939.
- <sup>13</sup> Werner Rings, *Schweiz im Krieg, 1933–1945 – ein Bericht* (Verlag Ex Libris, Zürich 1974).
- <sup>14</sup> *Geistige Landesverteidigung in Schweizerische Monatshefte*, 10.1.1964.
- <sup>15</sup> Gottlieb Duttweiler (1888–1962), Gründer der *Migros*, in den dreissiger Jahren National- und Ständerat; im Ersten und Zweiten Weltkrieg mit der Versorgung der Schweiz beschäftigt.
- <sup>16</sup> Christian Gasser, Wirtschaftsfachmann und Industrieller.
- <sup>17</sup> Charles Ducommun, Gewerkschaftsführer, später Generaldirektor der PTT.
- <sup>18</sup> Philippe Mottu, a.a.O., S. 38/39.
- <sup>19</sup> siehe Christian Gasser, *Der Gotthard-Bund* (Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1984), S. 14.
- <sup>20</sup> Marcel Pilet-Golaz (1889–1958). Bundesrat 1928–1944. Seine Rede vom 25. Juni 1940 stellt eine der umstrittensten Stellungnahmen eines Vertreters der Schweizer Regierung in diesen Jahren dar. Es gibt verschiedene Theorien, warum Pilet-Golaz, der sicher kein Nazi war, so handelte, wie er es tat. Einige der vertraulichen Dokumente dieser Periode sind aber noch nicht freigegeben.
- <sup>21</sup> Christian Gasser, a.a.O., S. 23.
- <sup>22</sup> Alfred Ernst (1904–1973), Berufsoffizier; von 1940 an im Generalstab tätig. Leitete während des Zweiten Weltkrieges das «Büro D», das Informationen aus Deutschland sammelte. Korpskommandant 1965–1968.
- <sup>23</sup> Werner Rings, a.a.O., S. 216.
- <sup>24</sup> Denis de Rougemont an Th. Sp., 20. August 1940.
- <sup>25</sup> Christian Gasser, a.a.O., S. 41.

## 8. Die weiteren Kriegsjahre

Nach den dramatischen Monaten des Frühjahres und Sommers 1940 richtete sich die Schweiz auf einen «Kurs des Überlebens» ein. Es gab zwar noch einige kritische Augenblicke, und der Luftraum der Schweiz wurde noch von der einen wie von der anderen Seite öfters verletzt. Aber als Hitler 1942 die Sowjetunion angriff, war die Gefahr relativ klein geworden, dass die deutsche Armee sich auch noch um das «kleine Stachelschwein» in der Mitte Europas kümmern würde. Die Deutschen waren mehr und mehr auf die Transitstrecken, die durch die Schweiz führten, für ihre Transporte in den Mittelmeerraum angewiesen.

Auch der Gotthard-Bund konnte sich jetzt auf längerfristige Ziele konzentrieren. In einem Brief nimmt mein Vater im März 1941 den Kontakt mit Denis de Rougemont wieder auf. Er schreibt:

Ich glaube, dass seit dem Tag vor Ihrer Abreise, dem Tag, an dem nach Ihrem tragischen Telefongespräch die Affäre A. (siehe letztes Kapitel: A. war der Offizier in der Bundesleitung des Gotthard-Bundes, der mit Major Ernst verhandelte) ausbrach, ist der Kontakt zwischen uns steckengeblieben. Es ist mein Fehler. Ich versuche nicht, mich zu entschuldigen. Aber der Gotthard-Bund blüht. Sie wären erstaunt zu sehen, wie trotz der Stürme der kleine Baum, den wir zusammen vor einem halben Jahr gepflanzt haben, seinen Kopf hebt und seine Äste ausstreckt.

Das Netzwerk von Vertrauenspersonen, das sich im ganzen Land entwickelt, wird immer solider und bereitet die Kader für die Schweiz von morgen vor. Wir machen auch Fortschritte mit unserer «Doktrin». Sie kennen unsere ersten drei Broschüren, die Ihrige, diejenige von Gonzague de Reynold und die von Ducommun. Haben Sie schon die letzte gesehen: *Die Anbauschlacht* von Wahlen?<sup>1</sup> Dank der Unterstützung durch den Gotthard-Bund ist dieses nationale Werk so gewachsen, dass sich auch der äussere Aspekt unseres Landes geändert hat. Unsere Gärten haben sich in Gemüseplantagen verwandelt, und Kartoffelfelder sind bis auf unsere öffentlichen Plätze vorgedrungen. Es geht nicht mehr nur um unsere Versorgung, sondern eine Welle von Solidarität und aktivem Bürgersinn ist über das Land gegangen...

Ihre Mitarbeit in dieser Arbeit ist dringend nötig. Es geht darum, dauernd neu zu formulieren, einen neuen Stil zu entwickeln. Wir haben das ganze letzte Wochenende im Hause von Emil Brunner verbracht mit ihm, Ducommun, Adolf Brunner<sup>2</sup>, Gasser u.a., um die

Botschaft des Gotthard-Bundes zu formulieren. Jeder von uns hat das Ganze nach Hause genommen, um persönlich das zu überarbeiten, was wir im Fieber der zwei Tage provisorisch zu Papier gebracht hatten. Dann werden wir uns noch einmal treffen, um den definitiven Text festzulegen. Dies wird der grosse Augenblick für unseren Bund sein. Die Kämpfe, die wir bis jetzt durchgestanden haben, werden uns wie Kinderspiele vorkommen, verglichen mit denen, die noch kommen werden. Eine gute Zahl von Mitgliedern wird uns verlassen, aber die wirkliche Mannschaft wird sich bilden. Wir werden dann wenigstens (genau) wissen, wofür wir uns verpflichtet haben...<sup>3</sup>

Im letzten Teil des Briefes spricht Vater über die Notwendigkeit, für all die vorgeschlagenen Aktionen das nötige Geld zu mobilisieren. Er berichtet auch über seine Kontakte mit den Vertretern der Gewerkschaften, die im Gotthard-Bund weiterhin eine wichtige Rolle einnahmen.<sup>3</sup>

Ich möchte noch auf zwei spezifische Spannungsfelder eingehen, mit denen mein Vater in diesen Monaten und Jahren leben musste. Eines betraf seine und des Gotthard-Bunds Einstellung zu den Juden. Dadurch, dass er sich in die öffentliche Arena begab, war auch der Gotthard-Bund gezwungen, in dieser Frage Stellung zu nehmen. Die Schweiz von damals war keine multikulturelle und multireligiöse Gesellschaft im heutigen Sinn des Wortes. Es gab wohl eine kleine Gruppe von Schweizer Juden, die aber im öffentlichen Leben keine bedeutende Rolle spielten. Von einer muslimischen Minderheit redete sowieso niemand. An der konstituierenden Tagsatzung des Gotthard-Bundes vom 3. November 1940 wurde einstimmig folgender Beschluss gefasst: «Der Gotthard-Bund betrachtet jede antisemitische und antifreimaurerische Hetze als verwerflich. Er ist der Auffassung, dass die christlichen Traditionen für die Zukunft unseres Landes massgebend sein werden und dass in unserer Politik inskünftig grösste Offenheit und Klarheit herrschen muss. In Anerkennung dieser Grundsätze ist der Beitritt zum Gotthard-Bund jenen Personen nicht möglich, denen die christlichen Traditionen fremd sind oder die einer Organisation angehören, welche geheimen oder ausländischen Einflüssen unterworfen ist.»<sup>4</sup>

Ich erinnere mich, dass mein Vater die Entscheidung, Juden aus der Mitgliedschaft auszuschliessen, als Niederlage empfand, habe aber keine Niederschrift, die seine Stellungnahme bestätigt. Dass weder Juden noch Freimaurer mit diesem Beschluss zufrieden waren, kann man sich vorstellen. Das *Israelitische Wochenblatt* veröffentlichte dann auch einen Artikel mit dem Titel «Gotthard-Bund beleidigt die jüdischen Schweizerbürger».<sup>5</sup> Dass nicht alle Schweizer Juden in der gleichen Weise reagierten, zeigt der Brief von November 1940 von Lt. R. Braunschweig vom Divisionsstab 9:

Sie werden verstehen, dass ein Jude, besonders einer, der seine Heimat liebt, Erneuerungsbewegungen heute im allgemeinen nicht sympathisch gegenübersteht, da er allzuoft in andern Ländern sehen musste, dass eine Welle erwachenden nationalen Bewusstseins meist die Juden um ihre während des vergangenen Jahrhunderts erworbenen Rechte und Pflichten bringt. Trotzdem möchte ich Ihnen versichern, dass ich Ihrer Bewegung persönliche Sympathie entgegenbringe. Wenn ich selbst auch von einer aktiven Mitarbeit ausgeschlossen bleiben muss, so wünsche ich, dass der Gotthard-Bund erstarken möge und dem politischen Leben in der Schweiz in der nächsten Zeit seinen Stempel aufdrücken möge.

Ihre Stellungnahme, «Juden und Freimaurer» von der politischen Mitarbeit auszunehmen, kann ich nicht als falsch bezeichnen. Beide leben heute unter so grossem Druck und Spannungen, dass sie in wichtigen Entscheidungen heute vielleicht nicht mehr so leidenschaftslos zum Wohl der Schweiz eintreten können, da sich solche Entscheidungen oft gegen ihre Existenz richten könnten. Ich wünsche dem Gotthard-Bund Blühen und Gedeihen.<sup>6</sup>

Man muss bei diesem Brief zwischen den Zeilen lesen, kann aber für eine solche Einstellung nur tiefsten Respekt empfinden.

Mein Vater sah sich im Sommer 1941 auch direkt mit Opfern der Judenverfolgungen durch die Nazis in Osteuropa konfrontiert. Seine Schwester, unsere Tante Lydia, hatte einen rumänischen Juden geheiratet, der zum christlichen Glauben übergetreten war und sich in Jassi in Bessarabien in einer norwegischen Mission engagiert hatte. Onkel Isaac wurde mit den anderen Juden von Jassi Ende Juni 1941 verhaftet und blieb trotz aller Nachforschungen im Polizeihauptquartier und in verschiedenen Lagern drei Monate unauffindbar. Meine Tante erhielt dann Ende September den Besuch von zwei Männern. Sie erzählten, dass sie mit meinem Onkel zusammen zunächst auf die Polizeistation geführt worden waren. Von dort wurden sie in LKWs verfrachtet, die sie an die Bahnstation hätten bringen sollen. 140 Männer wurden in einen Viehtransporter – der für 40 Personen Platz hatte – hineingestopft, die Türen geschlossen und heisser Dampf von unten her eingelassen. Es war eine grauenhafte Todesfahrt. Dann wurden die LKWs in der glühenden Sommerhitze stehengelassen. Nur sechs der Männer überlebten, unter ihnen die zwei, die meiner Tante ihren Bericht weitergeben konnten. Die zwei Männer hatten ihn dann auch noch in würdiger Weise beerdigen können.<sup>7</sup>

Meine Tante setzte sich mit sechs kleinen Kindern Richtung Schweiz in Bewegung und durchquerte Ungarn, Jugoslawien und Italien, um dann die

Schweizer Grenze im Tessin zu erreichen. Da sich keine Möglichkeit ergab, die es meiner Tante erlaubt hätte, mit allen Kindern zusammen unterzukommen, blieb der älteste Sohn, Daniel, bei uns, während die anderen in verschiedenen Familien aufgenommen wurden. Ich habe oft versucht, mich zu erinnern, ob wir als Kinder – ich war doch unterdessen 16jährig geworden – die Geschichte von Onkel Isaac bewusst aufgenommen hatten. Erst viel später hörte ich von einer Rumänien-Amerikanerin, die als Psychiaterin in Los Angeles arbeitet und die ich in Israel traf, die ganze Geschichte der Juden von Jassi. Sie war eigens nach Bessarabien gereist, um sich von Zeitzeugen den tragischen Vorgang bestätigen zu lassen.

Im Zusammenhang mit der Aufnahme dieser Familie in der Schweiz mitten im Krieg hörte ich zum ersten Mal den Namen des Chefs der Fremdenpolizei, Rothmund, mit dem sich auch mein Vater – wie viele andere in diesen Jahren – direkt auseinandersetzen musste.

Auf die Kriegsjahre zurückschauend, konnte dreissig Jahre später mein Vater sine ira et studio sagen:

Dass in der Folge die «wichtigen Persönlichkeiten» sich zusammenfanden, in der damaligen Notlage und Gefahr bereit waren, als geschlossene Gruppe mit ihrem Namen öffentlich hervorzutreten, war geradezu ein Einbruch in die landesübliche Prüderie unseres öffentlichen Lebens. Der Einbruch machte es möglich, Aktionen zu unternehmen, die fällig waren, aber bisher den Widerstand der bürokratischen Routine nicht zu brechen vermochten. Es seien nur der Anbauplan, die Vorsorge für das Alter (AHV) und die Kinderzulagen erwähnt. Alle diese Aktionen erforderten den opferbereiten und freiwilligen, unbezahlten Einsatz einer grossen Zahl von verantwortungsvollen Bürgern. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie viel Kleinarbeit geleistet werden musste.

Es liegt im Lauf der Geschichte, dass solche Einbrüche nicht von langer Dauer sind. Die Macht der Kontinuität muss wieder zum Zuge kommen. Die Initiative muss an Männer übergehen, die es verstehen, die Anregungen in der «Mechanik» der bestehenden politischen und wirtschaftlichen Ordnungen zu verankern. Es ist gut so. Und es ist auch verständlich, dass das Verdienst den Männern der Kontinuität zugeschrieben wird, während die Anfänge der Vergessenheit anheimfallen.<sup>8</sup>

Einer der engsten Mitarbeiter im Gotthard-Bund, der auch ein enger persönlicher Freund von Vater geworden war, beschrieb vier Jahrzehnte nach dem Krieg, wie er im Rückblick ihren gemeinsamen Einsatz einschätzte. Christian Gasser schrieb anlässlich des 100. Geburtstages meines Vaters (1990):

Das Glück war mir hold. Ich habe eine grosse Zahl geschätzter Freunde. Unter ihnen hatte Theo Spoerri einen besonderen Platz. Ich war allerdings schon 34jährig, als ich ihn kennenlernte. Es war sogar Theo, der dazu die Initiative ergriff. Zu Beginn des Jahres 1940 knisterte es in allen Fugen des Schweizerhauses. Ich befand mich als Mitglied des *Bundes der Subventionslosen* in politisch äusserst exponierter Stellung. Aber trotzdem – Theo lud mich zu sich nach Hause zu einer Besprechung ein, die in seinem Studierzimmer im obersten Stock von Haselweg 7 stattfand...

Es kam in der Folge zu vielseitigeren weiteren Kontakten. Arnold Muggli<sup>9</sup> gehörte dazu, einer der besten Freunde, die mir je geschenkt wurden. Auch Prof. Emil Brunner zählte zum grösser werdenden Kreis. Die Kontakte zwischen den Personen dieses Kreises wurden immer häufiger und enger. Theo genoss das allseitige Vertrauen, da ihm seine integre, überlegene Art jedermanns vorbehaltlosen Respekt sicherte.

Dieser Kreis wurde zum «Nukleus», der zur Gründung des Gotthard-Bundes führte. Die innere Verbindung, das Vertrauen, das mir Theo schenkte, waren die Voraussetzungen für das Zusammenwirken an unzähligen öffentlichen, halb-öffentlichen und privaten Veranstaltungen vom Frühjahr 1940 bis zu seinem Tode am 24. Dezember 1974...

Es war mir vergönnt, Theo eine besondere letzte Freude zu bereiten. Ein gewisser Werner Rings<sup>10</sup> hatte den Auftrag, eine umfassende, sich über Wochen erstreckende Fernsehsendung über die innere Entwicklung der Schweiz während dem Zweiten Weltkrieg und vor allem die offenen und geheimen Widerstände gegen die nationalsozialistischen Einflüsse durchzuführen. Der hauptsächlichste Inhalt dieser Sendungen wurde auch als Buch herausgegeben. Der Gotthard-Bund war darin mit keinem Wort erwähnt. Mit Werner Rings hatten wir eine eingehende Besprechung. Er versprach, in die bevorstehende 2. Auflage eine genügende Darstellung des Wirkens des Gotthard-Bundes aufzunehmen. Das geschah auch. Ich erhielt von der Druckerei eines der ersten – oder das erste – fertige Exemplar der 2. Auflage und sandte es express nach Caux, wo sich Theo seit einigen Tagen aufhielt. Er erhielt das Buch am 23. Dezember 1974 und war hochofrenet. Ein langes Telefongespräch folgte und am 24. Dezember 1974 starb Theo...<sup>11</sup>

Während in den ersten Kriegsjahren einige der Freunde der Oxfordgruppe mit Vaters Engagement im Gotthard-Bund und auf der offenen politischen Szene nicht ganz einverstanden waren, blieb doch ein enger Kontakt mit ihnen erhalten. In Bern hatte sich eine Gruppe zusammengetan, die sich zur

Aufgabe gestellt hatte, den Kontakt mit Freunden aller Kriegsparteien, von denen einige den Rest des Krieges in Kriegsgefangenenlagern verbrachten, aufrechtzuerhalten. Später wurde eine kleine Zahl von Schweizer Freunden eingeladen, sich über den Atlantik zu begeben, um anzufangen, sich mit Frank Buchman und seiner Mannschaft über die Nachkriegszeit zu besprechen. Auf ausserordentliche Weise gelang es Philippe Mottu, der zu der Zeit im Politischen Departement in Bern arbeitete, eine solche Einladung wahrzunehmen.

Durch seine Tätigkeit im Gotthard-Bund hatte mein Vater während der Kriegsjahre viele der Männer kennengelernt, die ihrem Land in Schlüsselpositionen gedient hatten, so den späteren Bundesrat Dr. F. T. Wahlen oder den Chef des Rationierungswesens, Dr. Arnold Muggli. Gegen Kriegsende wurden dann die Ideen, die von aussen und besonders aus Amerika kamen, mit denen zusammengetragen, die sich unter dem Druck des Krieges in Europa entwickelt hatten. Die Synthese zwischen den beiden Strömungen herzustellen, erwies sich als nicht einfach. Ohne eine solche hätte es aber keinen Neuanfang auf unserem Kontinent gegeben.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Friedrich Traugott Wahlen (1899–1985) war der Schöpfer eines Versorgungsplanes für die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, der jeden einzelnen Bürger ermutigte, auch in Privatgärten und öffentlichen Plätzen Kartoffeln und Gemüse anzupflanzen. Dieser *Plan Wahlen* wurde auch «Anbauschlacht» genannt. Nach dem Krieg wurde Wahlen in den Bundesrat gewählt und war von 1958 bis 1965 dessen Mitglied.
- <sup>2</sup> Adolf Brunner, Musiker und aktives Mitglied der Bundesleitung des Gotthard-Bundes.
- <sup>3</sup> Brief von Th. Sp. an Denis de Rougemont, 10. März 1941.
- <sup>4</sup> Nachtrag zum Gotthard-Brief No 66 (Kopie im *Archiv für Zeitgeschichte*).
- <sup>5</sup> Kopie des Artikels im *Archiv für Zeitgeschichte*.
- <sup>6</sup> Brief von Lt. R. Braunschweig vom 19.11.1940 (Kopie im *Archiv für Zeitgeschichte*).
- <sup>7</sup> Bericht in *Days of Terror in Jassy*, Mrs Lydia Feinstein, London (Datum unbekannt).
- <sup>8</sup> *Geistige Landesverteidigung in Schweizerische Monatshefte*, 10.1.1964.
- <sup>9</sup> Arnold Muggli, Direktor des Rationierungswesens während des Zweiten Weltkriegs.
- <sup>10</sup> Werner Rings, Autor des schon im letzten Kapitel zitierten Buches *Schweiz im Krieg*.
- <sup>11</sup> Grussbotschaft anlässlich des 100. Geburtstages von Theophil Spoerri (1990).

## 9. Bücher und Studenten

Es gibt zwei Dinge, die für meinen Vater ebenso wichtig waren wie Luft und Wasser: Studenten und Bücher. Es gab die Bücher, die er las, und jene, die er schrieb. In seinem Studierzimmer war er von zehntausend Büchern umgeben, und im Laufe seines Lebens veröffentlichte er mehr als zwanzig Bücher unter seinem Namen. Ich erinnere mich an kaum einen Tag, den wir zusammen verbrachten, an dem er nicht an einem grösseren Manuskript arbeitete. Wenn er sich an den Schreibtisch setzte, schrieb er mit ganzer Leidenschaft. Oft hörte ich ihn am Abend vergnügt und in hoher Stimmung sagen: «Dies ist das Beste, was ich je geschrieben habe!» Da er mit sich selber aber sehr kritisch umging, kam die Ernüchterung am darauffolgenden Morgen: «Wie konnte ich nur einen solchen Mist zusammenschreiben?» Und dann ging er wieder zurück an die Arbeit. Eines seiner Bücher, das ihm besonders am Herzen lag und bei dem ich an gewissen Kapiteln mit ihm zusammenarbeitete, schrieb er siebenmal, bis er es zur Publikation freigab.

Hin und wieder konnte er auch mit allem Einsatz und Willen das, was er ausdrücken wollte, nicht zu Papier bringen. Einem Freund schrieb er:

Lieber J.,

P. hat mir Dein Manuskript zum Lesen gegeben. Ich habe es gern getan. Es ist viel wertvolles Material drin. Es wird, wenn es ausgereift ist, ein gutes Buch sein. Lass es ruhig reifen...

Ich habe selber letztes Jahr in Eile ein Buch über Poesie als Lebensdokument geschrieben. Der Verlag hat es nach langer Zeit zurückgewiesen. Ich bin froh, es war nicht reif. Wird es vielleicht nie sein. Aber ich lasse es ruhen.

Vielleicht werden Dir meine Bemerkungen weh tun. Mir hat es auch weh getan, als mein Buch abgelehnt wurde. Ich meinte, ich hätte es mit meinem Herzblut geschrieben. Das wohl. Aber ich hatte es nicht ausgetragen.<sup>1</sup>

In seinen Büchern zeigt sich seine tiefe Sehnsucht, das Ganze, die Zusammenhänge, den Sinn auszudrücken. Er zitierte oft den italienischen Philosophen Giambattista Vico mit seinem lapidaren Satz: Verum esse ipsum factum (Wahr ist, was man selber schafft). So ging es ihm nie nur um allgemeine Ideen, sondern die Verwandlung vom Denken ins Handeln, den Übergang vom Sein zum Tun, die Verbindung zwischen Denken und Tun.

Das hiess aber auch, dass es für ihn keine klare Grenze gab zwischen der Praxis des täglichen Lebens, der Wissenschaft und dem Glauben. Für diesen

Ansatz erntete er an der Universität und sogar in anderen seiner Lebenskreise nicht nur Zustimmung. Verschiedene Freunde versuchten ihn zu überzeugen, dass er sich auf die eine oder die andere Lebensaufgabe konzentrieren sollte, weil sonst der Einsatz auf so vielen Gebieten ihn innerlich und äusserlich zerreißen könnte. Zu seiner Persönlichkeit gehörte es aber, das *sowohl* wie das *als auch* zu wollen.

Während seiner Zeit als Professor musste jeder Ordinarius sich einmal je für zwei Jahre für den Posten des Dekans und einige wenige auch für den Posten des Rektors zur Verfügung stellen – und gleichzeitig mit diesen zusätzlichen Aufgaben noch die normalen Vorlesungen und Seminare weiterführen. Vater sagte mir einmal, die Arbeit eines Professors verlange eigentlich drei Qualitäten oder Fähigkeiten, die in einem Menschen selten zusammenkämen. Er müsse gleichzeitig ein guter Lehrer, ein guter Administrator und ein solider Wissenschaftler sein – der regelmässig neue Dinge publiziert. Am wenigsten schätzte er selbst die ganzen bürokratischen Aufgaben, die auf ihn zurückfielen – weder die zu Hause noch die an der Universität.

Da ich an einer anderen Fakultät studierte als an seiner und nur selten eine seiner Vorlesungen besuchte, kann ich über seine Arbeit mit den Studenten nur indirekt etwas sagen oder das weitergeben, was er in seinen Briefen an Familie und Freunde schrieb. Mir selbst vermittelte er während meiner Gymnasial- und Studienzeit zwei Dinge, die mich während meines ganzen Lebens begleitet haben: seine Liebe für die Sprache und seine leidenschaftliche Auseinandersetzung mit Geschichte. Ich höre ihn noch heute ein Gedicht von Victor Hugo für mich nicht nur vortragen, sondern «vorleben». Von diesem Gedicht weiss ich noch einige wenige Zeilen auswendig. Sie lauten, wenn ich mich richtig erinnere:

*Quand on est jeune, on a des matins triomphants. Le jour sort de la nuit comme une victoire. Mais vieux, on tremble ainsi qu'à l'hiver le bouleau. Je suis veuf, je suis seul et sur moi le soir tombe, et je courbe, ô mon Dieu, mon âme vers la tombe, comme un boeuf, ayant soif, penche son front vers l'eau.<sup>2</sup>*

Während Vater diese Worte sprach, zeichnete er mit der Hand eine Linie, die von oben nach unten, von der Jugend bis ins Alter, bis zum Boden, zum Ende führte.

In meinen Teenagerjahren führte mich Vater in die französische Literatur ein. Eine frühe Verfilmung des Romans *Les Misérables* von Victor Hugo, die wir bei einem Urlaub in Italien auf dem Mittelmeerstrand von Loano in zwei Fortsetzungen sahen, wurde zu einem unvergesslichen Erlebnis. Natürlich gab er auch seine besondere Liebe für Blaise Pascal an mich weiter.



*Theophil Spoerri spricht während eines seiner zwei Rektoratsjahre am Dies academicus in der Kirche St. Peter in Zürich.*



GRAND HOTEL

FIRENZE

Gobino, Sonntag morgen

Ihre Lieben!

Grad vor meine Woche war die große Feier - zuerst mit einem Umzug zum Haus Dankos mit Posaunen und historischen Kostümen und den Bannern von Ravenna und Florenz - dann die Zeremonie im Saal der Zweihundert des Palazzo Vecchio mit Verlesung der Ehrenurkunde und Umhängen der Goldmedaille durch den Bürgermeister von Florenz La Pira. Dann hielt ich meine Dankrede, die ich beilege, trotzdem sie nun Missfallen verursacht mit Frank Boddians aufhört. Nachher hielt ein Professor eine Vorlesung über Dante postea celeste. Das Bankett war im berühmten Ristorante Vegetari am Nechmittag wovon wir im Theater in einer Festaufführung von Mozarts Idomeneo einfladen. Es gab wohl allerlei Besuche und Besichtigungen nebst unserer persönlichen Einführung beim Bürgermeister. Die ganze Zeit waren wir als Gäste der Stadt Florenz in diesem Hotel am Arno.

Es kommt nun vor wie ein Traum. Und jetzt sind wir im kleinen Gobino mit wohlbedauer Witter, hatten aber schon ein paar herrliche Sonnentage. Es ist schade, dass es nicht die Zeit ist, wo Sie, dearium, in Tessin bist.

Ich plane mich mit Ansermet's "Les fondements de la musique dans la conscience humaine" - ein wunderbares aber schwieriges Buch. Inwiefern mache ich ein wenig Haushaltung, wir lesen

Theophil Spoerri beschreibt in einem Brief an die Familie die feierliche Überreichung der Dante-Medaille an ihn, durch den Bürgermeister von Florenz, Giorgio La Pira.

Immer wieder, auch in späteren Jahren, traf ich frühere Studenten meines Vaters – auch aus anderen Fakultäten –, die sich an seine Fähigkeit erinnerten, einem Text Leben und Sinn zu vermitteln und Struktur, Stil und Inhalt als Ganzes darzustellen. In der Sondernummer der *Zürcher Illustrierten*, die anlässlich des 100. Geburtstages der Universität Zürich erschien, beschreibt Max Frisch, wie er verschiedene seiner Professoren erlebte. Über meinen Vater schrieb er:

Wenn er eintritt: gelassen und gestehend, dass er dieses hervorragende neue Buch, das ihm die Post auf den Frühstückstisch legte, noch nicht restlos habe aufschneiden können, da sein Messer bereits verschmiert war mit Marmelade. Und so schneidet er es jetzt auf, und indem er zu sprechen beginnt, steigen wir mit ihm zurück ins Mittelalter, mit einem Satz und traumwandlerisch sicher, wo er uns als Vergil durch die *Divina Commedia* führt. Dann geht man ihm nach durch merkwürdige Gefilde, wo er uns dantische Strophen liest und manchmal stehen bleibt, um uns einen Ausblick zu zeigen auf unsere Gegenwart, einen ganz überraschenden Ausblick, wo wir uns plötzlich selber sehen und anders sehen als sonst.

Noch Anregendes, Aufrüttelndes über unsere Gegenwart vernahmen wir in diesen Vorlesungen: über das Mittelalter Petrarca und Dantes.

Und wohin das Thema auch immer geht, er führt und führt uns hinab, wo das Drumunddran wegschmilzt und man Allmenschliches vernimmt, und spricht es manchmal verblüffend schlicht aus. Er führt uns zu uns selber, und wir verdanken ihm mehr als Kenntnisse. Unter vielem: Bescheidenheit.<sup>3</sup>

In einigen Briefen aus den dreissiger Jahren zeigt sich, in welcher Richtung sich sein Denken entwickelte und wie er entschlossen war, nie das Persönliche vom Ganzen zu trennen:

Montagabend, 1937

Liebe Marion,

Ich schreibe auf sehr bürgerlichem Papier, aber ich habe kein anderes. Eben habe ich einen ganzen Stapel Studentenarbeiten korrigiert, darunter einige durchaus interessante. Eine dieser Arbeiten trägt den Titel *Der Dichter und der Philologe*. Sie gibt eine vorzügliche Beschreibung des Dichters, während der Philologe eine eher traurige Rolle spielt: er ist der Bedienstete eines Dieners. – «Als wahre Philologen müssten sie die Worte des Dichters lieben, statt dessen lieben sie

ihre eigenen.» Ich fürchte, dieser Student macht sich ein wenig lustig über mich. Eine andere Arbeit, die einer Studentin, legt dar, worin sich die Frauen von den Männern unterschieden: sie belehrt mich, damit ich lernen soll, sie zu verstehen...

In letzter Zeit habe ich eingesehen, dass ich zu vieles aus mir selbst tun wollte, und in jeder Zeit der Stille hörte ich: Gott machen lassen. Daraufhin habe ich gespürt, dass dieser Wille Gottes in mir Gestalt annehmen, aus dem Grunde meines Selbst aufsteigen müsse, nicht so, wie man einer äusseren Regel gehorcht. Dann kann man gleichzeitig tätig und entspannt, geschmeidig sein. – Das ist nun wieder dieser männlich-abstrakte Stil, der jener Studentin, die den Stil der Frau so gut definiert hat, nicht gefiel. Du, Du lebst Deinen Stil, ohne ihn zu definieren, und das ist gut so. Ich bin froh, dass Gott Dich so geschaffen hat, wie Du bist, und dass Du bereit bist, das zu werden, was Gott aus Dir machen will.<sup>4</sup>

Zürich, 8. Februar 1937

Liebe Marion,

Ich bin jetzt bei Boccaccio, was einen sonderbaren Gegensatz bildet zu Petrarca. – In der französischen Literatur habe ich Maupassant erledigt, und jetzt bin ich daran, Zola zu misshandeln ... mit viel Respekt. Ich versuche, meine Meinung nicht zu sehr zu betonen. Ich stelle mir vor, dass diese jungen Leute in sehr viel grösseren Konflikten leben als sie zeigen und dass die fixfertigen Antworten, die ich ihnen gebe, aus einer viel zu gesicherten Position kommen, um sie im Zentrum ihrer Probleme treffen zu können. Das gibt mir zu denken. Ich werde wohl etwas finden müssen, das gleichzeitig ganz nahe bei ihrer Wirklichkeit liegt, aber auch eine Herausforderung darstellt, die sie direkt berührt...<sup>5</sup>

Während der letzten Jahre des Krieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit erreichte Vater den Höhepunkt seiner akademischen Laufbahn. Er erlebte zwei erfolgreiche Rektoratsjahre. Für seine *Einführung in die göttliche Komödie* von Dante erhielt er die *Medaglia d'Oro* der Stadt Florenz und wurde von der italienischen Regierung zum *Commendatore* ernannt. Gleichzeitig erlebte er auch eine der grössten Enttäuschungen seines Lebens. Sie hatte mit einer Frage zu tun, mit der sich jeder, der damals im Geistesleben tätig war, auseinandersetzen musste, der Herausforderung des Marxismus.

Während des Krieges war Zürich als Stadt und hier besonders das Zürcher Schauspielhaus ein Zentrum des Widerstands gegen Nazi-Deutschland. Es

gab am Zürcher Schauspielhaus eine kommunistische Zelle, geleitet von Wolfgang Langhoff, von der während der ganzen Zeit der Emigration wesentliche politische Impulse ausgingen.<sup>6</sup> Dieses Theater war die einzige deutschsprachige Bühne, an der antinazistische und auch jüdische Schauspieler in modernen Theaterstücken auftreten konnten, die in Nazi-Deutschland verboten waren. Zu diesen Stücken gehörten alle Werke von Bertolt Brecht, von denen *Mutter Courage und ihre Kinder*, *Der gute Mensch von Sezuan* und *Galileo Galilei* in Zürich uraufgeführt wurden. Brecht selbst kam nach Zürich, und mein Vater traf ihn auch an verschiedenen Anlässen. Für unsere ganze Familie war das Schauspielhaus einer der Orte, wo wir den Kampf um die Herzen und den Geist der Menschen am stärksten spürten.

Einer der grössten Schauspieler des Ensembles, Ernst Ginsberg, ein überzeugter Katholik, arbeitete in der Bewegung *Freies Deutschland* mit den anderen Emigranten, auch den Kommunisten, eng zusammen, was in diesen Jahren fast eine Selbstverständlichkeit war. In seinen Erinnerungen beschreibt er einige der emotionellen Höhepunkte dieser Jahre, «etwa jene *Götz von Berlichingen-Premiere*, in der nach dem von Heinrich Gretler ohne laute Emphase gesprochenen Trinkspruch *Es lebe die Freiheit! – Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben!* der dichterische Funke anderthalb Jahrhunderte übersprang und minutenlange Beifallsstürme auslöste, wie sie das stille Zürcher Theater wohl selten erlebt hat.»<sup>7</sup> Diese Aufführung fand 1938 statt, in einem Augenblick, als Hitler ganz Europa bedrohte.

Es gab eine ähnliche dramatische Szene, als im Januar 1939 Schillers «*Wilhelm Tell*» aufgeführt wurde, wiederum mit Heinrich Gretler in der Hauptrolle. Werner Mittenzwei schreibt darüber:

Auch bei dieser Aufführung kam es zu einer Manifestation des Publikums, die von der internationalen Presse politisch gewertet wurde, nämlich als Ausdruck des zunehmenden Verteidigungswillens der Schweizer Bevölkerung. Als Ginsberg in der Rolle des Pastors Rösselmann den Eidgenossen den Schwur vorsprach, erhob sich das Publikum und sang die Schweizer Nationalhymne.<sup>8</sup>

(In der Nachkriegszeit lernten wir Ginsberg noch besser kennen, als er nach dem Tod seiner ersten Frau meine Kusine, Mirjam Spoerri, heiratete.)

So war es kein Zufall, dass Vater sich dauernd mit den ideologischen und politischen Auseinandersetzungen in Zürich beschäftigte, die natürlich auch seine Studenten beeinflussten. In den späten vierziger Jahren schrieb er an einen Freund:

Ich habe nur einen Wunsch, die Vorstellung von meiner Arbeit mit der jungen Generation, die ich klarer sehe als je, auch zu verwirklichen. Ich habe übrigens noch nie so enge Beziehungen zu meinen Schülern gehabt wie heute. Mit meiner Vorlesung über die französische Literatur musste ich ins grösste Auditorium der Universität umziehen. – Ich treffe mich auch regelmässig mit einer aktiven Gruppe meiner besten Studenten, mit denen wir nicht nur intellektuelle Arbeit leisten...<sup>9</sup>

Zu dieser Gruppe, die sich jeden Montagabend traf und in der Familie als *Lundi-Gruppe* bekannt war, gehörte auch eine Studentin, die ihre Doktorarbeit bei meinem Vater vorbereitete. Er schrieb über ein Treffen mit ihr:

Heute sprach ich lange mit C.N. wegen ihrer Doktorarbeit, aber das Grundthema unseres Gesprächs war natürlich die Auseinandersetzung zwischen Marxismus und Moralischer Aufrüstung. Ich glaube, dass wir trotz allem einen Punkt der Begegnung gefunden haben. Es ist eigentlich natürlich, dass man, wenn man die Änderung von innen her nicht kennt, keinen anderen Weg sieht, die Welt zu ändern als von aussen her.<sup>10</sup>

Diese Auseinandersetzung von Änderung von aussen, oft mit Gewalt, und Änderung aus einer inneren Überzeugung, war ein zentrales Thema des Denkens nicht nur bei meinem Vater, sondern auch bei vielen anderen Intellektuellen und Vertretern der jungen Generation in dieser Zeitperiode. Diese Gedankengänge veranlassten ihn, ein Büchlein über *Die Grundkräfte der europäischen Geschichte*<sup>11</sup> zu schreiben, das in mehreren Sprachen veröffentlicht wurde. Ein längeres Kapitel in diesem Büchlein war der *marxistischen Revolution* gewidmet. Mein Vater ging vom bekannten Zitat von Karl Marx aus: *Die Philosophen haben die Welt verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern*, und schrieb dann:

Das ist nicht nur eine Aufforderung zur Tat, sondern eine neue Philosophie: Man findet die Wahrheit nur im Handeln. «The proof of the pudding is in the eating» (Engels). Es gibt keinen Gegensatz mehr zwischen Theorie und Praxis, keine entzweigeschnittenen Menschen mehr. Das Tun, die Arbeit, die Weltveränderung ist das Grundprinzip des menschlichen Seins.<sup>12</sup>

Vater ging von seiner eigenen Erfahrung aus, dass er «idealistische Marxisten» – und sogar Kommunisten – getroffen hatte, mit denen er auf der Grundlage dieser Gedanken diskutieren und kommunizieren konnte.

In den *Grundkräften der europäischen Geschichte* formulierte er dann allerdings auch seine eigenen Überzeugungen, ein dem Marxismus überlegenenes Denken, das er in drei Elementen zusammenfasste:

- a) Die Praxis wird Verwandlung der Welt durch Umwandlung des Menschen. Es gibt keine Medizin für das Spital, sondern nur für den einzelnen Kranken. Nicht das Wasser ist gefährlich, sondern das Loch im Schiff.
- b) Die Realität der Umwandlung zeigt sich in der Beziehung zu den andern Menschen, in der Familie, in der Freundschaft, im Beruf, in der Politik. Es entsteht über die ganze Welt ein organischer Blutkreislauf, ein Netz von neuen realen Beziehungen.
- c) Die führende Kraft in der Umwandlung des Menschen und der Welt ist das Hören auf Gott. Es ist die grösste Kunst, die der Mensch lernen kann, die Kunst der Inspiration, die Kunst des inspirierten Lebens, der inspirierten Arbeit, der inspirierten Demokratie.<sup>13</sup>

Es lässt sich leicht vorstellen, dass es in der oben erwähnten Gruppe von seinen Studenten, der *Lundi-Gruppe*, zu lebhaften Diskussionen kam. Den Gesprächen mit diesen sehr begabten jungen Männern und Frauen widmete Vater viele seiner besten Gedanken, und er bereitete sich jedes Mal sorgfältig auf diese Treffen vor, weil er in diesen Studenten die Zukunft Europas sah. Und dann geschah es, dass zwei der Studenten, die einen engen Kontakt mit dem Moskauer Apparat unterhielten, die ganze Gruppe von innen her aufsplitterten und alle Mitglieder der Gruppe zwangen, sich für oder gegen den Marxismus zu entscheiden. Der Zusammenstoss der Ideen und Persönlichkeiten bedeutete das Ende der Gruppe, das Ende jeglichen Dialogs.

Die Erfahrung der Auflösung der *Lundi-Gruppe* war für meinen Vater so schmerzlich, dass er sie in einem Theaterstück zu verarbeiten suchte. Es hiess *Der Bruch mit dem Meister* und wurde nie veröffentlicht oder aufgeführt. Alle drei Akte spielen am gleichen Abend und im gleichen Raum – in der guten Tradition des klassischen Theaters. Wie zu erwarten, sind die Akteure in diesem Spiel ausser dem «Meister» (seinem Gegenbild) alles Studenten, von denen einige den wirklichen Teilnehmern der *Lundi-Gruppe* natürlich sehr ähneln.

Misch, ein älterer Student balkanischer Herkunft, sagt seinen unmittelbaren Freunden vor der Ankunft des Professors am Anfang des Abends: «Heute abend werden wir nicht über Geschichte diskutieren, sondern Geschichte machen. Es muss sich entscheiden, ob wir uns für seine geistige Revolution

oder für unsre materielle Revolution entscheiden. Wir haben zu lange mit diesem Flötenspieler für seine himmlische Musik geschwärmt. Heute gilt es auf die Erde herabzukommen, in die harte, blutige – ich sage: blutige – Wirklichkeit.»

Der Professor hat dann auch seine Planung für den Abend gemacht und hat seinen Sohn eingeladen mitzukommen. Dieser ist gerade aus Asien zurückgekehrt, wo er für eine Revolution im geistig-geistlichen Sinn im Einsatz war.

Im Theaterstück kommt es dann nicht zum Eklat, wie es Misch wollte, da der Sohn sich nicht auf eine Diskussion einlässt und sich nach einer Stunde des Zuhörens von der Gesprächsrunde verabschiedet. Auf dem Weg nach Hause wird er in eine Schlägerei verwickelt und von Mischs Leuten zusammengeschlagen. Ohne zu wissen, was auf der Strasse passiert, versucht der «Meister» zu vermitteln, zwischen den verschiedenen Meinungen zu vermitteln und wird mehr und mehr in ein Netz von Kompromissen hineingezogen. Im dritten Akt bricht die Polizei ins Haus ein und verhaftet einen Untergrundagenten, der sich für den Abend der Gruppe angeschlossen hatte. Am Ende kommt der Sohn zurück und geht mit dem gedemütigten Vater nach Hause zurück.

Sicher beschreibt *Der Bruch mit dem Meister* nicht genau, was mit der *Lundi-Gruppe* tatsächlich geschah. Ich war aus verschiedenen Gründen dankbar, dass das Stück nie an die Öffentlichkeit kam. Aus vielleicht verständlichen Motiven, vielleicht auch etwas verletztem Stolz, hatte sich Vater selbst in einer Weise dargestellt, die ihn von einer negativen und etwas traurigen Seite zeigte, als Idealist, der dauernd Kompromisse macht und dann seine Orientierung völlig verliert. Er hatte auch den Sohn so idealisiert, dass sich alles in mir gegen diese Darstellung wehrte. Als ich das Stück zwanzig Jahre nach den Ereignissen las, realisierte ich, wie verletzt mein Vater gewesen war und wie sein Versagen dieser *Lundi-Gruppe* gegenüber – so wie er es sah – eine tiefe Wunde in ihm hinterlassen hatte. Ich realisierte ebenfalls, dass in unsere Beziehung in jenen Jahren etwas Künstliches oder sogar Falsches hineingerutscht war. Bewusst oder unbewusst versuchte Vater durch mich und meine Arbeit etwas von dem zu erfüllen, was ihm – so wenigstens dachte er – nicht gelungen war.

Vielleicht gehört noch *ein* Brief an das Ende dieses Kapitels über Studenten und Bücher. Er wurde am Ende von Vaters akademischer Karriere geschrieben, zwei Jahre bevor er mit 65 Jahren seinen Posten als Ordinarius seinem Nachfolger übergab:

Mein lieber Sohn und Freund,

Zürich, 16. April 1953

Endlich habe ich den Schlusspunkt – oh, einen sehr provisorischen – unter die Einführung zu meinem neuen Buch *Die Macht des Wortes*

gesetzt. Diese das Buch eröffnende Einführung war der am schwersten zu schreibende Teil. Der Rest, ein paar hundert Seiten, wird weniger schwierig sein. Ich werde versuchen, ihn neben meinen Vorlesungen zu schreiben. Vielleicht findest Du es sonderbar, dass ich ein Buch schreibe, während Ihr mit Leib und Seele dem grossen Abenteuer verpflichtet seid, dem Abenteuer, das vielleicht über das Schicksal unserer Zeit entscheidet. Mein Buch ist aber auch ein Teil dieses grossen Spieles, bei dem es um die europäische Zivilisation geht. «Eine zerfallende Zivilisation zu retten» ist eines der grossen Ziele, die Frank<sup>14</sup> uns setzt. In dieser Rettungsaktion haben auch Bücher ihre Rolle zu spielen. – Solange ich an meiner Einführung arbeitete, blieb mir keine Kraft für etwas anderes. Darum habe ich Dir nicht geschrieben...

Ich habe in letzter Zeit viel über die Leidensgeschichte Jesu Christi nachgedacht und gesehen, dass ich in gewissen Punkten das Kreuz noch nicht völlig angenommen hatte, weil ich fürchtete zu leiden. Ich habe begonnen, mich in diesem Bereich zu üben. Ich denke, dass es eine Lehrzeit ist, die zu machen auch Du Gelegenheit hast. Das Schwierigste ist die Angst, von der Mannschaft nicht angenommen zu werden. Ich habe einen Satz von Léon Bloy gefunden, der mich an Frank hat denken lassen: «Die Heiligkeit ist nicht eine so komplizierte Sache. Sie ist ganz einfach ein ungeheures Gottvertrauen.» Ein anderer Satz, der sich auf Frank anwenden lässt: «Propheten sind Menschen, die sich an die Zukunft erinnern.»<sup>15</sup>

Im Jahre 1955 wurde Vater 65 Jahre alt. So konnte er in den Ruhestand treten. Er hatte mir oft während dieser Jahre, als ich während des Sommers aus Asien für längere Besuche in die Schweiz kam, gesagt, er wolle lieber gehen, wenn er noch etwas Kraft und Lust habe, mit den übrig gebliebenen Jahren etwas Wesentliches zu tun. Zwischen dem 65. Jahr, wenn man gehen könne, und dem 70., wenn man gehen müsse, sei die Versuchung, sich etwas auszuruhen und Ehrendokorate einzusammeln, gross. Das wolle er wirklich nicht.

Im November 1955 schrieb er an eine Reihe von Freunden:  
...Es ist übrigens mein letztes Semester; ich habe meinen Rücktritt eingereicht... Dabei wird mir das Herz doch recht schwer, denn die Studenten waren noch nie so offen, und meine Vorlesungen scheinen doch das Beste zu sein, was ich bis jetzt geleistet habe: Während 45 Minuten reden zu können, ohne unterbrochen zu werden, das werde ich nie mehr erleben, leider!... Heute fahre ich nach meiner

Vorlesung mit Helen nach Stuttgart, wo ich anlässlich der Schillerfeier im Theater einen grossen Vortrag halte. Mein Freund Rudolf Kassner<sup>16</sup> erhält den grossen Schillerpreis. Da er gelähmt im Wallis liegt, hat er mich gebeten, ihn an seiner Stelle in Empfang zu nehmen<sup>17</sup>.

Kurz nach dieser Feier kam mit dem Ende des Semesters auch das Ende von Vaters akademischer Tätigkeit.

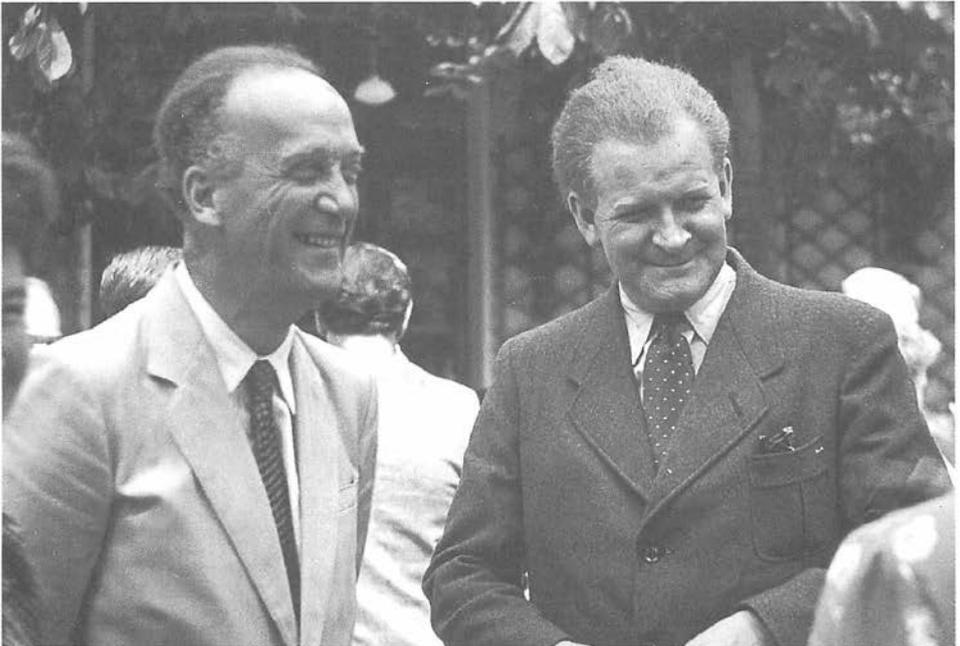
Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Brief datiert: Zürich, den 25. Juli 1965, in *Theophil Spoerri persönlich* (Caux Verlag, Luzern 1975), S. 144.
- <sup>2</sup> *Wenn man jung ist, empfindet man den Morgen wie einen Triumph: Der Tag entspringt der Nacht wie ein Sieg. Ich bin alt, ich bin Witwer, und der Abend fällt über mich herein. Und meine Seele dreht sich dem Grabe zu wie ein durstiger Stier, der sich dem Wasser nähert.*
- <sup>3</sup> Sonderausgabe der *Zürcher Illustrierten*, 28.4.1933.
- <sup>4</sup> Brief von Th. Sp. an M. R., Montagabend 1937, a.a.O., S. 65.
- <sup>5</sup> Brief von Th. Sp. an M. R., 8. Februar 1937, a.a.O., S. 25.
- <sup>6</sup> Werner Mittenzwei, *Exil in der Schweiz* (Philip Reclam, Leipzig 1981), S. 388, 406.
- <sup>7</sup> Ernst Ginsberg, *«Abschied». Erinnerungen, Theateraufsätze, Gedichte* (Arche Verlag, Zürich 1970), S.138.
- <sup>8</sup> Mittenzwei, S. 394/5.
- <sup>9</sup> Brief von Th. Sp. an Ph. M., 30. November 1945, a.a.O., S. 25.
- <sup>10</sup> Brief von Th. Sp. an P. Sp., 9.11.1948.
- <sup>11</sup> *Grundkräfte der europäischen Geschichte* (Furche Bücherei, Hamburg 1952).
- <sup>12</sup> ebenda, S. 30.
- <sup>13</sup> ebenda, S. 35.
- <sup>14</sup> Frank Buchman, siehe Kapitel 4 und 5.
- <sup>15</sup> Th. Sp. an P. Sp., 16. April 1953; in *Theophil Spoerri persönlich*, S. 27.
- <sup>16</sup> Rudolf Kassner, siehe Kapitel 6.
- <sup>17</sup> Th. Sp. an unbekannte Freunde, 10. November 1955, a.a.O., S. 31.

## 10. Ein grosser Neuanfang - 1945/46?

Im Mai 1945 tanzte ich mit tausend anderen in den Strassen von Genf, um das Ende des Zweiten Weltkriegs zu feiern. Ich stand mitten in meinem ersten Studienjahr als Medizinstudent und war zum ersten Mal für längere Zeit weg von zu Hause. Die Atmosphäre in Genf war berauschend. Es war für uns alle das Ende eines Albtraums. Wenige von uns stellten sich zu dem Zeitpunkt die Frage, welche Form das neue Kapitel der Geschichte, das jetzt begann, annehmen würde.

Im Sommer 1945 verbrachte ich einige Wochen mit den Eltern und ihren Freunden der Oxfordgruppe – die jetzt einen neuen Namen trug: *Moralische Aufrüstung*<sup>1</sup> – auf der Grimmialp in einem früheren Hotel, das die Freunde für den Sommer gemietet hatten und wo wir alle gemeinsam die praktische und geistige Arbeit miteinander teilten. Durch Philippe Mottu, dessen Besuch auf der anderen Seite des Atlantiks am Ende des letzten Kapitels erwähnt wurde, war schon etwas vom neuen Denken zu uns herübergeschwappt, das während der Kriegsjahre in Amerika gewachsen war. Am Ende des Sommers reiste dann auf Einladung von Frank Buchman eine



*Theophil Spoerri in Caux mit dem Rektor der Universität Tübingen.*

grössere Gruppe von Schweizern über den Atlantik, um die Rückkehr von Buchman mit einer grösseren Weltmannschaft nach Europa vorzubereiten.

Ich bekam von all diesen Dingen nur am Rande etwas mit. Es gab viele Diskussionen von Vater mit den Freunden, mit denen er während des ganzen Krieges zusammengearbeitet hatte. Das Misstrauen Amerika und den Ideen, die aus Amerika kamen, gegenüber war noch gross, auch wenn besonders die jüngere Generation in diesem Punkte viel positiver reagierte als die ältere. Ich hatte unterdessen mein erstes propädeutisches Examen in Genf abgeschlossen und studierte in Zürich weiter, gerade in dem Jahr, in dem Vater Rektor wurde. Im Winter 1945/46 wurde eine Gruppe von Studenten unserer Universität zum ersten Mal ins Ausland eingeladen, und zwar nach Österreich. Für mich war es nach vielen Jahren eines beschützten Lebens eine erste Konfrontation mit Zerstörungen durch Bomben, fremder Besatzung, Schwarzmarkt, totaler materieller Unsicherheit und grosser Ungewissheit, was die Zukunft betraf. Mit Zigaretten und Sacharin konnte man sich alles kaufen, was man wollte, sogar einen Interzonenpass, der es uns erlaubte, nach Salzburg zu fahren und das Mozarthaus zu besuchen. Ich realisierte plötzlich, wie leicht es ist, in moralische Grauzonen hineinzurutschen, ohne sich dessen wirklich bewusst zu werden.

Vater und ich setzten uns, wenn auch auf zwei Ebenen, mit dem Denken und Leben der Schweizer nach Kriegsende auseinander. Hin und wieder hatte ich das Gefühl, in meiner Stadt und meinem Land in einer Atmosphäre von Selbstgerechtigkeit zu ersticken. Meine Freunde unter den Studenten und ich versuchten durch Diskussionsabende einige neue Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln. Auch Vater und einige seiner Kollegen halfen bei diesen Abenden aktiv mit. Aber die «grossen Wahrheiten», die sich durch die Diskussionen im Laufe der Abende herauszudestillieren schienen, erwiesen sich in der Realität des Tages zwar als schön und gut formulierte Prinzipien, aber sie hatten nicht die Durchschlagskraft, uns und unsere Lebensweise zu verändern.

Meine Eltern nahmen dann im Frühjahr 1946 an einer Konsultation in Interlaken teil, bei der entschieden werden sollte, ob als Beitrag der Schweiz zum geistigen und materiellen Wiederaufbau Europas ein früheres Grosshotel in Caux sur Montreux gemietet oder gekauft werden sollte, um als Begegnungs- und Konferenzstätte für Menschen aus den bisher verfeindeten Nationen zu dienen. Mehr als fünfzig Schweizer Familien – darunter auch meine Eltern – standen vor dem Entschluss, sich für dieses Unternehmen verantwortlich zu engagieren und als Konsequenz im Laufe eines Jahres mehr als eine Million Schweizerfranken zu finden. Dies bedeutete für viele grosse persönliche Opfer. Auch meine Eltern gaben von ihren mageren Ersparnissen eine grössere Summe. So hatten wir als Familie immer

genug für den Lebensunterhalt, aber nie irgendwelche grossen Reserven. Für Vater schien dies eine fast selbstverständliche Sache, für Mutter war es schwieriger, dieses neue Opfer zu akzeptieren.

In Interlaken im Frühjahr 1946 waren auch die ersten Deutschen dabei. Alle deutschen Freunde, die sich vor dem Krieg und während des Krieges für die Moralische Aufrüstung eingesetzt hatten, mussten sich in den unmittelbaren Nachkriegsmonaten mit einem gerüttelten Mass an Problemen und Sorgen auseinandersetzen. Viele der Männer verbrachten kürzere oder längere Zeit in Kriegsgefangenschaft, zum Teil im Westen, andere im Osten, und viele der Familien wussten nicht, wohin es ihre Männer, Söhne und Vettern verschlagen hatte. Einige von ihnen, wie die Familie Bausch<sup>2</sup>, hatten noch in den letzten Kriegstagen den Verlust eines Familienmitglieds zu beklagen. Einige der baltischen Familien, die 1939 ins besetzte Polen verpflanzt worden waren – so zum Beispiel Buchmans Freunde Cecil und Dina von Hahn<sup>3</sup>, hatten sich vor den anstürmenden russischen Truppen im letzten Augenblick mit dem blossen Leben in den Westen retten können.

Einige, die sich in Kriegsgefangenschaft in England befanden, unter ihnen ein guter Freund von Vater, der Theologe Eberhard Stammler, taten alles, was sie konnten, um von ihrem Lager aus die internationalen Freunde wieder zu erreichen. Stammler schrieb meinem Vater aus dem Gefangenenlager: «Wie hat sich das Gesicht der Welt verändert, seit wir uns in Oxford und Partenkirchen sahen! Wie ein wilder Orkan ist das Gericht Gottes über das deutsche Volk hinweggegangen und hat ein weites Trümmerfeld hinterlassen.»

Stammler gehörte auch zur ersten Gruppe, die mit der Unterstützung des Bischofs von Württemberg, Theophil Wurm, in die Schweiz ausreisen durfte. Im offiziellen Bericht über die Tagung in Interlaken schrieb er: «In Interlaken fanden wir den Weg zur europäischen Wiedergeburt durch die nationale Busse.»<sup>4</sup>

Als sich Vater nach einigem Zögern entschloss, erneut im Rahmen von Buchmans Nachkriegsarbeit eine grössere Verantwortung zu übernehmen, fand er nicht bei allen Freunden Unterstützung. Während der Isolation, in der die Schweiz seit Ausbruch des Krieges gelebt hatte, hatte man sich an einen gewissen Stil und einen gewissen Rhythmus gewöhnt. Frank Buchman und seine Mannschaft, die die Kriegszeit in den Vereinigten Staaten durchlebt hatten, waren seit 1939 in ihrem Denken weitergegangen. Besonders die Entwicklung der Ideologien und die Frage, ob die Demokratien auch eine ideologische Basis brauchten, hatte sie dazu geführt, über den Rahmen des Persönlichen und des Kirchlichen hinauszugehen. Gerade in diesem Punkt wollten oder konnten einige der besten Freunde von Vater nicht mehr mithalten und zogen es vor, in kleinen Gruppen in der alten Form weiterzuarbeiten.

Trotzdem war eine grosse Zahl von Schweizern aller Generationen dabei, als Caux 1946 seine Tore öffnete und Menschen aus allen Ecken der Welt für die Konferenzen im Mountain House ankamen. Philippe Mottu beschreibt diese ersten Wochen in seinen Memoiren:

Mitte Juli 1946 war Mountain House bereit, seine fünfhundert Betten für die erste Konferenz anzubieten. Frank Buchman kam aus London mit einer Gruppe von hundert Personen an, die aus Amerika mit ihm nach Europa gekommen waren. Er wurde von all denen sehr herzlich empfangen, die in den Wochen zuvor sich voll eingesetzt hatten, um das Haus vorzubereiten. Nachdem er die verschiedenen nationalen Gruppen begrüsst hatte, erkundigte er sich, ob Deutsche anwesend seien. Seit dem Kriegsende hatten wir eine Zahl von Kontakten mit Deutschland aufgebaut. Wir hatten Deutsche in Interlaken und in unseren Familien aufgenommen, aber an dem betreffenden Tag waren keine da. Dank der Unterstützung durch die französischen Besatzungsbehörden trafen dann schliesslich die ersten Deutschen im September ein... Es waren ca. 2700 Menschen aus dreissig Nationen, die an dieser ersten Caux-Konferenz teilnahmen.<sup>5</sup>

Meine Eltern verbrachten während dieses Sommers mehrere Wochen in Caux. Bei der Lektüre der vielen Notizen, die mein Vater in diesen Wochen machte, spürt man, wie er sich täglich mit dem neuen Rhythmus und vor allem auch der neuen Sprache, mit denen die Gruppe, die aus Amerika gekommen war, jede Aufgabe, die sich ihr stellte, anging, auseinandersetzen musste. Er fühlte sich oft schwerfällig und verunsichert. Vielleicht nahm er sich auch etwas zu viel vor, besonders da er sich dann sofort verpflichtet fühlte, das in Caux Erlebte an der Universität und in Zürich weiterzugeben.

Als meine Eltern in Caux waren, besuchte ich sie während eines langenurlaubes von der Rekrutenschule. Ich hatte die Oxfordgruppe-Moralische Aufrüstung/Caux immer als eine Sache der älteren Generation angesehen, die ich wohl respektierte, aber nicht unbedingt als für mich und meine Generation notwendig erachtete. So kam ich mit etwas gemischten Gefühlen, in der nicht sehr eleganten Uniform eines Rekruten der Schweizer Armee, in Caux an, wurde aber sofort von einer Gruppe von jungen Amerikanern und Engländern empfangen und «in die Hand genommen». Dieses Wochenende war wie ein Wirbelsturm, und ich war dankbar, dass ich den Rest der Rekrutenschule hatte, um das Gehörte und Erlebte zu verdauen.

Nach dem Ende der Caux-Konferenz fand sich meine Familie wieder in Zürich vereinigt. Vater ging an die Universität zurück, und ich studierte für

mein zweites propädeutisches Examen. Vater wurde dann von Buchman eingeladen, nach Rom zu kommen, wo er mit seiner Kernmannschaft einige Wochen verbrachte. Vater wurde eingeladen, dieser Gruppe, die vor allem aus Amerikanern bestand, die Schönheit und die Geheimnisse der europäischen Kultur zu vermitteln. Während er sich als europäischer Intellektueller in Caux inmitten der angelsächsischen Freunde oft unfähig fühlte, sein Bestes zu geben, genoss er diese Wochen in seinem geliebten Italien ganz besonders. Er schrieb meiner Mutter:

Ich spiele den Fremdenführer dieser fröhlichen Gesellschaft. Am Montag gingen wir in das Kolosseum, wo ich ihnen erzählte, wie Rom gross geworden war, dann sind wir in die Katakomben hinabgestiegen. Gestern früh haben wir im Vatikan die Sixtinische Kapelle besucht. Ich habe die halbe Nacht gearbeitet, um ihnen eine klare Erläuterung geben zu können. Es ist eine herrliche Erfahrung, unseren Freunden die christliche Kultur Europas offenbaren zu können. Ich selbst lerne sie von einer ganz anderen Seite aus zu sehen.

Du kannst Dir vorstellen, dass mein Buch über Frank keine grossen Fortschritte macht, aber ich denke dauernd darüber nach, und es reift langsam.<sup>6</sup>

Es ist schön, mit diesen Revolutionären zusammen zu sein; man ist gleichzeitig sehr offen, sehr exakt und sehr frei miteinander. Alles wird miteinander geteilt, die Sorgen, die Versuchungen, die Siege, das Geld, die guten Sachen, die man hat. Man spürt, dass man, je mehr man sich gibt, desto freier wird. Ich erlebe natürlich Höhen und Tiefen. Wenn ein Tag gut gelungen ist und meine Erklärungen gut angekommen sind, werde ich hin und wieder etwas übermütig, aber sofort spürt man das und die Demut folgt dann von selbst. Im Übrigen fühlt man sich so klein angesichts der Schönheit von Rom, des Elends in der Welt und der Liebe unseres Meisters Jesus Christus.

Ich weiss nicht, wie lange wir hier bleiben werden. Morris<sup>7</sup> sagte gestern, dass wir nur das Geld haben, um noch fünf Tage hier zu bleiben...<sup>8</sup>

In Zürich versuchte mein Vater weiter, Brücken zwischen denen zu schlagen, die mit ihm im Krieg den Gotthard-Bund getragen hatten, und seinen neuen/alten Freunden von Caux. Er schrieb mir über ein solches Treffen:

Am Freitagabend hatte ich ein langes Gespräch mit Arnold Muggli<sup>9</sup> und Werner Kägi<sup>10</sup>: sie sehen die Weltsituation wie Frank (Buchman) – mit bewegenden Einzelaspekten, aber sie dringen nicht bis zur Ant-

wort vor. Gestern abend war ein Empfang für Denis de Rougemont. Gleiche Geschichte. Die Schweiz schläft. Die Pest, die uns alle gefährdet, ist der Fatalismus. Ich glaube daran, dass wenn man weiss, dass sich etwas in den menschlichen Beziehungen ändern kann, sich auch Änderungen in der Welt ergeben können.

Ich frage Dich nicht, ob Du müde bist, denn ich weiss, dass es einen nur unnötigerweise ermüdet, wenn man einem diese Frage stellt. Und die grosse Müdigkeit kommt dann, wenn man nur an sich selber denkt.<sup>11</sup>

Am Ende der Rekrutenschule fing ich mein erstes klinisches Semester an und fand im Medizinstudium selbst viel Befriedigung. Nach dem Besuch in Caux am Anfang des Sommers wollte ich aber doch versuchen, einige der Ideen, die ich dort gehört und gesehen hatte, im praktischen Leben der Universität anzuwenden. Es war kein grosser Erfolg. Ausser meinen Eltern gab es zwar in Zürich eine kleinere Gruppe von jungen Leuten, die sich für ähnliche Ideen interessierten. Sowohl mein Vater wie auch ich liessen uns aber vom Studienalltag stark absorbieren und lebten unser Leben auf parallelen Bahnen. Ich war noch immer auf der Suche. Die Fragen, die sich mir in meinen ersten Studienjahren nach dem Krieg gestellt hatten, waren noch immer nicht beantwortet.

Als die Semesterferien des Sommers 1947 herannahten, kam wieder die Frage auf, wer von der Familie sich für wie lange in Caux engagieren würde. Ich hatte den Sommer so organisiert, dass für meinen Besuch in Caux nur zehn Tage zwischen Aufhalten in Frankreich und Deutschland zur Verfügung stehen würden. Aber als ich in Caux sah, was zwischen den Menschen aus den verschiedenen Ländern geschah, die einander noch kurz zuvor bitter bekämpft hatten, konnte ich der Frage nicht länger ausweichen, ob das hier Geschehende nicht auch etwas mit mir selbst und mit meinem Leben zu tun haben könnte. Ich war nicht der Typ, der vor lauter Begeisterung für eine Sache alle Sicherheit unter den Füßen aufgibt. Ich war aber überzeugt, dass Gott einen Plan hat für jeden von uns und dass es darum geht, zu entdecken, was dieser Plan ist. Gleichzeitig wollte ich jedoch meine Fähigkeit nicht aufgeben, die Dinge auch rationell zu analysieren.

Als ich im Laufe des Sommers zum Schluss kam, dass ich mein Studium möglicherweise für ein halbes Jahr unterbrechen sollte, um irgendwo in der Praxis eine Art Schulung in dieser Form des revolutionären Christentums durchzuführen, war ich meiner Sache noch nicht sehr sicher. Und hier hätte es zu einem offenen Konflikt in der Familie und zwischen Vater und mir kommen können. Denn die Idee, dass ich mein Studium unterbrechen könnte, provozierte offene Opposition von vielen Seiten, besonders aber

von meinen Schwestern. Meine Mutter blieb neutral, schien aber volles Vertrauen zu haben, dass ich die richtige Entscheidung fällen würde. Die Reaktion meines Vaters jedoch war total unerwartet. Menschlich gesehen hätte er an meiner Entscheidung zweifeln und sie ernstlich in Frage stellen müssen. Aber genau das Gegenteil war der Fall. Als ich mit ihm meine zögerlichen Gedanken austauschte, ging er sofort zu einem der engsten Mitarbeiter von Frank Buchman, um ihn zu bitten, einen Termin für uns beide zu vereinbaren. Und auch Buchman zögerte nicht lange, sondern fragte mich: «Willst du mit mir nach Amerika kommen?» Ich entdeckte dann, dass Buchman und eine grössere Gruppe von jüngeren Europäern von einigen amerikanischen Persönlichkeiten nach Washington eingeladen worden waren. In den Jahren unmittelbar nach dem Krieg hatten sich die Beziehungen zwischen den USA und Europa noch nicht gefestigt, und es waren im Kongress starke Kräfte an der Arbeit, die für ein isolationistisches Amerika kämpften. Unsere Gruppe sollte den Amerikanern zeigen, dass es junge Europäer mit einer klaren Zukunftsvision gab, die bereit waren, sich auch ganz dafür einzusetzen.

Vater also unterstützte meine Entscheidung, Buchmans Einladung anzunehmen, obwohl er wusste, dass dieser Schritt an der Universität – mein Vater war damals gerade Rektor – sicher einige Reaktionen produzieren würde. Vielleicht war es Vaters eigene schmerzliche Erfahrung, immer wieder im Konflikt zwischen zwei starken inneren Überzeugungen wählen zu müssen und das Gefühl zu haben, weder der einen noch der anderen Verpflichtung sein Bestes geben zu können, die ihn zu dieser positiven Entscheidung führte. Die Reaktionen der Kollegen an der Universität liessen dann nicht auf sich warten. Einer meiner früheren Professoren fragte ihn: «Laasch du in mache?»

Im Herbst 1947 verliess ich die Schweiz und kehrte während vierzig Jahren nur für längere und kürzere Besuche in Caux oder Zürich zurück. Es kam dann natürlicherweise zu einem sehr intensiven Briefwechsel zwischen Vater und mir. Wir teilten einander alles mit, was um uns herum und in uns geschah. Dieser Austausch war möglicherweise viel offener und intensiver, als er gewesen wäre, wenn wir weiter unter dem gleichen Dach gelebt hätten. Aus dem ersten halben Jahr wurde dann eine längerfristige Verpflichtung.

Während der ersten Jahre von Caux hatten Buchmans Schweizer Freunde viel Aufbauarbeit zu leisten, in der Schweiz und ausserhalb. Kontakte auf Regierungsebene in mehreren europäischen Ländern und in Washington – in der Schweiz vom Bundesrat bis zu den Gemeindebehörden von Montreux – waren notwendig, um die Menschen aus aller Welt, die für die Konferenzen nach Caux kommen wollten, richtig empfangen zu können.

Vater hatte auch einen Anteil an dieser Arbeit «hinter den Kulissen». So

fanden sich zum Beispiel die Verantwortlichen für die Konferenzen von Caux im Jahre 1950 in einer etwas kritischen Lage, als nach der frühen Anerkennung von Peking durch die Schweizer Regierung einige Persönlichkeiten aus Taiwan für eine Sommerkonferenz eingeladen wurden. Als sie mit einem Einladungsbrief nach Caux ein Visum in die Schweiz beantragten, wurde ihnen dieses von den Berner Behörden verweigert. Mein Vater und Philippe Mottu entschlossen sich kurzfristig, nach Schuls-Tarasp zu fahren, um Prof. Max Huber zu konsultieren, der sich für einen Kuraufenthalt dort aufhielt. Huber war nach seinen Jahren am Internationalen Gerichtshof im Haag und als Präsident des Komitees vom Internationalen Roten Kreuz Rechtsberater der Schweizer Regierung geworden. An Ort und Stelle schrieb er dann einen vierseitigen Brief, der am gleichen Tag in Bern Bundesrat Max Petitpierre, dem Chef des Politischen Departementes, übergeben wurde. In diesem Gutachten betonte Huber, dass es eine verfassungsmässige Pflicht der Schweiz sei, den Menschen, bei denen es eine Möglichkeit der Änderung ihrer Ansichten und ihres Denkens gebe, einen Aufenthalt in Caux zu erlauben. Auf Grund dieses Briefes änderte der Bundesrat seine Entscheidung. Nicht nur war es für die Gruppe aus Taiwan möglich, nach Caux zu kommen, sondern alle Menschen aus aller Herren Länder, für die sich die Konferenzleitung von Caux einsetzte, erhielten von diesem Augenblick an ihr Visum für die Schweiz – die meisten sogar jahrelang gratis.

Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Ursprung des Namens *Moralische Aufrüstung*, siehe Ende Kapitel 5.
- <sup>2</sup> Paul Bausch war Mitglied des Reichstages vor 1933 und dann eine markante Persönlichkeit beim Wiederaufbau des politischen Lebens im Nachkriegsdeutschland. Er war von 1949 bis 1965 Mitglied des Deutschen Bundestages.
- <sup>3</sup> Baron Cecil von Hahn war ein Vetter meines Schwiegervaters, Baron Wilhelm von Hahn.
- <sup>4</sup> Aus dem *Verordnungs- und Nachrichtenblatt* (Amtl. Organ der Evang. Kirche in Deutschland), 27.8.1946.
- <sup>5</sup> Ph. Mottu, a.a.O., S. 81.
- <sup>6</sup> Mein Vater begann schon früh an einer Biographie von Frank Buchman für das deutschsprechende Europa zu arbeiten. Er arbeitete das Buch siebenmal um. Es erschien dann im Jahre 1971 unter dem Titel *Dynamik aus der Stille*.
- <sup>7</sup> Dr. Morris Martin, der Privatsekretär von Frank Buchman.
- <sup>8</sup> Th. Sp. an H. Sp., 19.2.1947.
- <sup>9</sup> Arnold Mugli, Chef des Schweizerischen Rationierungswesens während des Zweiten Weltkriegs.
- <sup>10</sup> Werner Kägi (\* 1909), Staats- und Kirchenrechtler. Ordinarius für Staats- und Völkerrecht an der Universität Zürich.
- <sup>11</sup> Th. Sp. an P. Sp., 7.12.1948.

## 11. Was zum Friedensschliessen gehört - Caux 1947-1950

Es ist schwierig, die Ereignisse der späten vierziger Jahre chronologisch darzustellen, besonders da Vater und ich Teil eines gigantischen Prozesses waren, der mehrere Kontinente und mehrere Jahre umspannte und in dem jeder von uns seine eigene Rolle zu spielen hatte. Es ging dabei um Friedensschliessen und Versöhnung auf persönlicher, nationaler und internationaler Ebene.

Zwei Völker standen dabei im Zentrum des Interesses von Frank Buchman und der Konferenzen von Caux – die Deutschen und die Japaner.

Im letzten Kapitel wurde schon von den ersten Begegnungen gesprochen, die 1946 zwischen Deutschen und einer internationalen Gruppe, zu denen auch Vertreter der Siegermächte gehörten, stattfanden. Es war allerdings nur eine ganz kleine Gruppe von Deutschen aus der von Frankreich besetzten Zone, denen es gelungen war, die Erlaubnis für einen Besuch in der Schweiz zu bekommen. Die Zahlen wuchsen dann rapid an: 1947 waren es 150 Deutsche, die an den Konferenzen in Caux teilnahmen, 1948: 414, 1950: 1111 und 1951 waren es 941.<sup>1</sup> Natürlich trafen die Deutschen in Caux Gesprächspartner aus allen Teilen Europas und aus anderen Kontinenten. So nahmen 1900 Franzosen an den Konferenzen zwischen 1946 und 1950 teil.

Die Zahlen für die japanischen Teilnehmer wuchsen etwas weniger dramatisch. Die ersten zehn Japaner, unter ihnen mehrere Freunde von Frank Buchman aus der Vorkriegszeit, nahmen an einer Konferenz der Moralischen Aufrüstung im Juni 1948 in Kalifornien teil. Eine erste grösserer Delegation von 37 Personen, zu denen auch der erste Ministerpräsident nach dem Krieg, Tetsu Katayama, gehörte, kam 1949 nach Caux. Und im Sommer 1950 erreichte Caux die repräsentativste Gruppe, die Japan seit Kriegsende verlassen hatte. Zu dieser Delegation von 76 Personen gehörten Parlamentarier aller grossen Parteien, die Bürgermeister von Hiroshima und Nagasaki und führende Vertreter von Industrie, der Finanzwelt und der Gewerkschaften.

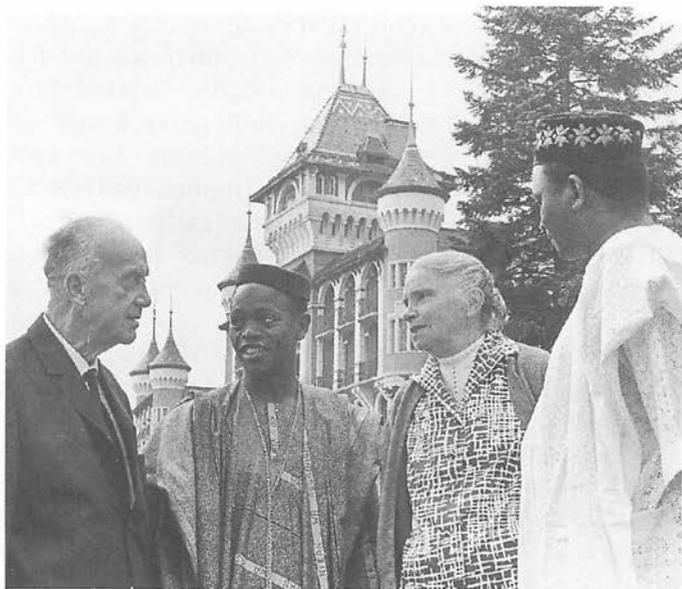
Um diese Begegnungen möglich zu machen, waren viele Kontakte auf der höchsten Ebene in Washington, London und Paris und natürlich eine grosse Vorbereitungsarbeit an Ort notwendig gewesen.

Was geschah dann, als diese Menschen aus Deutschland und Japan in Caux ankamen? Buchman bestand darauf, dass der Schwerpunkt in allen Gesprächen und Meetings mehr auf die Zukunft zu legen sei als auf die Vergangenheit. Deutsche und Japaner wurden behandelt wie alle anderen auch. Dies war zu dem Zeitpunkt alles andere als «politisch korrekt». Bei



*Der spätere Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer nahm als Präsident des Parlamentarischen Rates und Robert Schuman als Außenminister Frankreichs an Konferenzen in Caux teil. Diese Besuche waren Teil ihres Bestrebens, nach dem Zweiten Weltkrieg ein neues Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland aufzubauen.*

*Theophil Spoerri und Frau Irène Laure, frühere französische Widerstandskämpferin und von Deutschen und Franzosen geehrte Pionierin der deutsch-französischen Versöhnung mit zwei nigerianischen Studentenführern in Caux.*



einer internationalen Gewerkschaftskonferenz in Bern, zum Beispiel, wurden die deutschen Gewerkschaftsführer – die offen in Opposition zum Nazismus gestanden hatten – eingeladen, wieder nach Hause zu fahren, weil sonst die Delegationen aus Frankreich und anderen Ländern die Konferenz boykottiert hätten. Der spätere Bundeskanzler, Dr. Konrad Adenauer, schrieb noch am 16. Januar 1947 einem britischen Freund: «Dem Jahre 1947 sehe ich sehr sorgenvoll entgegen, und zwar nicht nur als Deutscher, sondern auch als Europäer und als ein Mann, der von der Bedeutung des Abendlandes für die gesamte Menschheit zutiefst durchdrungen ist. Ich fürchte, dass man den 1918 begangenen Fehler in um ein Vielfaches verstärkter Weise wiederholt. Dabei bin ich mir über die Schuld des grössten Teiles des deutschen Volkes völlig klar... Aber ich meine, es müssen sich doch auch in den alliierten Ländern Menschen finden, die an die kommenden Generationen und die kommenden Zeiten denken.»<sup>2</sup>

In Caux geschah dann die Aufarbeitung der Vergangenheit dadurch, dass sich Deutsche wie Japaner mit den Erlebnissen von Menschen der ehemaligen Feindnationen – und zum Teil ihrer direkten Opfer – konfrontiert sahen. Zum vielleicht wichtigsten Teil der «Caux-Erfahrung» gehörte aber die Tatsache, dass das Tagesprogramm viele Möglichkeiten zur Stille gab und dass sich in dieser Stille jeder Teilnehmer mit seiner eigenen Vergangenheit – und Zukunft – auseinandersetzen konnte.

So schrieb nach seiner Rückkehr von Caux der Kultusminister von Hessen, Dr. Erwin Stein: «Jahrelang verherrlichten, unterstützten und verteidigten wir eine Illusion. So ist durch uns unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Hier liegt unsere besondere Aufgabe als verantwortliche Deutsche: Jetzt endlich eine von Gott inspirierte Demokratie aufzubauen. Nur eine in diesem Geist geschaffene Demokratie wird von Dauer sein. Der Weg hierzu ist mir in Caux klargeworden.»<sup>3</sup>

Nicht für jeden der Teilnehmer war der Weg so geradelinig wie für Dr. Stein, mit dem ich während seines Besuches in Caux einigemal zusammenkam. Als deutschsprechende Schweizer waren wir während dieser Konferenzen dauernd im Einsatz als Übersetzer, Begleiter und Gesprächspartner. Wir entdeckten dann, dass es auch bei uns eine tiefere Verpflichtung und eine grössere Offenheit brauchte, wenn wir zu diesem Änderungs- und Versöhnungsprozess etwas beitragen wollten. Als Unverheirateter teilte ich, wie viele andere, mein Zimmer mit einem oder mehreren der neu angekommenen Teilnehmer. Die Gespräche während der Nacht im Zimmer waren oft ebenso bewegend und wichtig wie alles, was während des Tages geschah.

Einer meiner ersten Zimmerkameraden im Sommer 1947 war ein Student aus Hamburg, Peter Petersen, der in einer nationalsozialistischen Eliteschule ausgebildet worden war, im letzten Kriegsjahr noch verwundet wurde und

einige Zeit in englischer Kriegsgefangenschaft verbringen musste. Über seine Einstellung bei der Ankunft in Caux sagte er später: «Wir hatten unsmeisterlich in der Kunst des Gegenangriffs gegen alles, was man uns vorwarf, ausgebildet, aber hier standen uns alle Türen weit offen.» Der Kontakt mit Petersen brach dann nie ab, auch als er später in den Bundestag gewählt wurde und während zwei Legislaturperioden im Auswärtigen Ausschuss eine wichtige Rolle spielte.<sup>4</sup>

Während der Sommerkonferenz 1947 zeigten sich dann einige konkrete Aktionslinien, die die Arbeit in Caux und an Ort für die nächsten Jahre bestimmten:

– Offensichtlich war es eines der ersten Ziele, die neuen Träger der ersten demokratischen Institutionen in Deutschland – und Japan – zu unterstützen und im Falle von Deutschland mit ihren Regierungskollegen der Nachbarstaaten in Kontakt zu bringen. Dr. Konrad Adenauer, damals noch Vorsitzender des Parlamentarischen Rates, einer gewählten verfassungsgebenden Versammlung der drei Westzonen, kam im September 1947 nach Caux. Auf seine Initiative hin und derjenigen von Männern wie Karl Arnold (Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen) und Reinhold Maier (Ministerpräsident von Baden-Württemberg) wurde dann das musikalische Schauspiel *The Good Road*, das sie in Caux gesehen hatten (und mit dem ich im Jahr zuvor die USA bereist hatte), nach Deutschland eingeladen.

Frank Buchman hatte unterdessen den französischen Aussenminister Robert Schuman in Paris getroffen, der ihn gebeten hatte, ihm seine Erfahrungen mit den neuen verantwortlichen Männern in Deutschland mitzuteilen.<sup>5</sup>

– Eines der grössten Probleme der neuen Behörden in den Westzonen Deutschlands war die dauernd anwachsende Zahl von Flüchtlingen aus dem Osten. Ihre Zahl wurde auf fünfzehn Millionen Menschen geschätzt. Der Bundesvertriebenenminister, Dr. Hans Lukaschek, erklärte, seine Besuche in Caux hätten ihm Hoffnung gegeben, weil er nun jeden Flüchtling aus dem Osten nicht als Problem betrachte, sondern als Hilfe für den Wiederaufbau Deutschlands. Im Bundestag wurde dann von ihm und anderen Politikern, die in Caux gewesen waren, das *Lastenausgleichsgesetz* vorbereitet und schliesslich verabschiedet, das jedem Flüchtling die Chance gab, sofort in den Wiederaufbauprozess integriert zu werden. Dieses Gesetz sah vor, dass diejenigen, die noch Kapital oder Hausbesitz in Westen Deutschlands ihr eigen nannten, mit einer Sondersteuer bis zur Hälfte ihres Vermögens belegt wurden, so dass die Flüchtlinge regelmässige Zahlungen und Entschädigungsleistungen für den Verlust von Hab und Gut erhielten.

– Nach den Aufführungen des musikalischen Schauspiels *The Good Road* in München, Stuttgart, Frankfurt, Essen und Düsseldorf wurde Frank Buchman von Ministerpräsident Karl Arnold und anderen politischen Führern von Nordrhein-Westfalen, zu dem das industrielle Herz Westdeutschlands, das Ruhrgebiet, gehört, gebeten, eine internationale Einsatzgruppe in diese Region zu entsenden. Ein Theaterstück, *Der Vergessene Faktor*, das die Alternative zwischen Klassenkampf einerseits und einer Zusammenarbeit aller Kräfte für den Wiederaufbau des Landes andererseits zeigte, wurde Woche für Woche von Bergwerksgesellschaften und Stadtverwaltungen für Aufführungen in Theatern, Kantinen und verschiedensten Arten von Sälen eingeladen. Die Mitglieder der Truppe – zu der auch für kürzere oder längere Zeit meine Frau, mein Vater und ich selber gehörten – lebten hauptsächlich in den zum Teil noch halb zerstörten Häusern der Bergleute. Die Betriebsräte waren zu diesem Zeitpunkt noch weitgehend in kommunistischer Hand. Diese zum Teil sehr gut geschulten Männer waren aber bereit, nächstelang mit den Mitgliedern der Truppe zu diskutieren, da sie ihre weltweite Erfahrung in der Überwindung von Konflikten in der Industrie respektierten.

Auch hier, wie in der Frage der Flüchtlinge, ging es sowohl um neue Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wie auch um die Gesetze, die diese neuen Beziehungen bestimmten.<sup>6</sup> Einer der Architekten dieser ganzen Entwicklung war der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Dr. Hans Böckler, der bei einem Besuch in Caux das neue Denken, das er gefunden hatte, folgendermassen zusammenfasste: «Wenn die Menschen von Altem und Überlebtem befreit werden sollen, dann muss es geschehen, indem sie sich ein neues Ziel setzen und Menschlichkeit und moralische Werte in den Vordergrund rücken. Wenn die Menschen sich ändern, ändert sich die Struktur der Gesellschaft, und wenn die Struktur der Gesellschaft sich ändert, ändern sich die Menschen. Beides gehört zusammen, und beides ist notwendig.»<sup>7</sup>

Während meine Frau und ich in Caux und in Deutschland selbst diese ganzen Entwicklungen direkt erlebten, konnte mein Vater nur von Zeit zu Zeit an verschiedenen Veranstaltungen teilnehmen. Bei einer der wichtigsten dieser Jahre, der Pfingst-Kundgebung 1950 im Hans-Sachs-Haus in Gelsenkirchen, im Herzen der Ruhr, sass er auf der Plattform mit Sprechern aus aller Welt zusammen, zu denen auch die Söhne von Karl Arnold und Konrad Adenauer und eine Gruppe von Betriebsräten aus mehreren Kohlebergwerken gehörten. Bei dieser Gelegenheit wurde Buchman durch eine französische Senatorin für «seinen Beitrag zur besseren Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland» mit dem Orden eines Ritters der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Dr. Gabriele Müller-List in *„Eine neue Moral für Deutschland? Die Bewegung für Moralische Aufrüstung und ihre Bedeutung beim Wiederaufbau 1947–52“* in *Das Parlament*, 31. Oktober 1981.
- <sup>2</sup> Konrad Adenauer – *Rhöndorfer Ausgabe – Briefe 1945–1947*, S. 417.
- <sup>3</sup> siehe Garth Lean, *Der Vergessene Faktor* (Brendow Verlag, Moers 1991) S. 287. Bei diesem Buch handelt es sich um die deutsche Übersetzung der offiziellen Biographie von Frank Buchman.
- <sup>4</sup> Peter Petersen, Mitglied des deutschen Bundestages von 1965–1972 und 1976–1990.
- <sup>5</sup> Garth Lean, a.a.O., S. 284–323.
- <sup>6</sup> Das Mitbestimmungsgesetz wurde im Mai 1951 und im Oktober 1952 in zwei Etappen vom deutschen Bundestag verabschiedet.
- <sup>7</sup> Garth Lean, a.a.O., S. 298/99.

## 12. Im Unruhestand oder endlich das tun können, was man immer tun wollte

Als mein Vater zum letzten Mal die Universität als Professor verliess, wusste er nicht genau, was für ein Leben ihn erwartete. Er wusste nur, dass er für alles offen sein und gerne etwas von dem nachholen wollte, was er während seines Berufslebens nicht hatte tun können.

Die Einladungen blieben nicht aus. Eine der ersten brachte zunächst Vater, dann auch Mutter in eine Weltgegend, die sie gar nicht kannten: nach Nordafrika. Das Ziel des Besuches in Marokko war nicht ein alltägliches. Nordafrika erlebte zu diesem Zeitpunkt einen oft gewaltsamen Übergang von Kolonialherrschaft in verschiedene Formen von Unabhängigkeit. Frank Buchman und einige seiner Freunde hatten auf Einladung von Robert Schuman, dem als französischem Aussenminister die nordafrikanischen Kolonien manche schlaflose Nacht bereitet hatten, Marokko besucht und viele Persönlichkeiten des französischen und marokkanischen Establishments, aber auch mehrere der damals noch als Rebellen angesehenen Freiheitskämpfer getroffen. Einer dieser Männer, ein Beamter im Landwirtschaftsministerium namens Ahmed Guessous, spielte dann eine wichtige Rolle bei der erstaunlichen Kehrtwendung des Pascha von Marrakesch, El Glaoui, der nach Jahren der Unterstützung der französischen Herrschaft plötzlich die Rückkehr des von den Franzosen nach Madagaskar verbannten Sultans Sidi Mohamed V nach Marokko verlangte. Die ganze Weltpresse berichtete über den *Kniefall* des Pascha vor dem Sultan in Paris.<sup>1</sup>

Nach seiner Rückkehr empfing Sidi Mohamed V in Rabat eine internationale Gruppe der Moralischen Aufrüstung, zu der auch ich gehörte, und sagte in seinen Einladungsworten, Nordafrika sei immer noch von einem Flächenbrand der Gewalt bedroht und brauche deshalb die Unterstützung von allen Kräften, die bereit wären zu helfen. Er sprach die Hoffnung aus, dass die von der anwesenden Gruppe begonnene Arbeit der Versöhnung und des Brückenbaus weitergeführt werden würde. Es waren der oben genannte Ahmed Guessous und sein französischer Freund, der *colon* Pierre Chavanne, die dieser Vision eine konkrete Form geben sollten und Freunde aus verschiedenen Teilen Europas dafür einluden.

Ein finnischer Ingenieur, der wie mein Vater eine Einladung bekam, bei diesem Unternehmen mitzumachen, beschreibt die Gruppe, die da zusammenkam:

Wir waren eine farbenfreudige Gruppe: ein paar Schweizer, unter ihnen der freundliche Dante-Spezialist Professor Theophil Spoerri; ein



*Die Theatergruppe von «Hoffnung» die vor allem aus deutschen Bergarbeitern bestand und mit der mein Vater mehrere Monate herumreiste, besucht während ihres Frankreich-Aufenthaltes den Mont Valérien, den Ort, wo viele französische Widerstandskämpfer hingerichtet wurden. Mein Vater im Hintergrund; der Autor mit Madame Geneviève Anthonioz-de Gaulle, der Nichte von General de Gaulle.*



*Theophil Spoerri und sein Freund Martin Flütsch als zwei College-Diener einer englischen Universität in Peter Howard's Theaterstück «We are tomorrow».*

ägyptischer Prinz, Ismail Hassan, der nach der Revolution von Gamal Abdel Nasser ins Exil gehen musste; Gunnar Wieselgren aus Schweden und ich aus Finnland. Wir mieteten ein Haus in einem Aussenquartier von Rabat. Da wir weder offizielle Unterstützung noch ein regelmässiges Einkommen genossen, waren wir auf unregelmässige Spenden aus unseren Heimatländern angewiesen, und oft waren wir sehr knapp dran.

Das Haus war sehr bald ein Zentrum grosser Aktivität. An einem Tag waren wir Gastgeber für 30 Berber-Krieger in ihren langen Roben und weissen Turbanen. Ihr Führer war der Aide-de-Camp des legendären marokkanischen Freiheitskämpfers Abdelkrim gewesen. Wir entdeckten, dass Mittagessengäste oft mit sechsständiger Verspätung ankommen. Was zählt, ist, dass es der richtige Tag ist! In Seminaren, Konferenzen, Unterredungen mit verschiedensten Menschen empfangen wir oft mehr, als wir geben konnten. Einige Male waren wir auch eingeladen, dem Sultan über unsere Erfahrungen und Eindrücke zu berichten.<sup>2</sup>

Dass mein Vater auch in Marokko seine Leidenschaft für die Sprache nicht verlor, zeigt der folgende Brief:

Marrakesch, 14. Januar 1957

Meine lieben R., M., N. und Co.,  
Manchmal hat man den Eindruck, vor ein paar tausend Jahren zu leben. Wir sind alle vom Fieber für das Arabische gepackt. Mutter und ich, wir reissen uns das Buch aus der Hand. Ich habe sogar bemerkt, dass es für mich zu einer solchen Leidenschaft geworden ist, dass ich alles andere vernachlässige. Es ist eine wunderschöne Sprache, doch kommt man aufs Mal nur langsam vorwärts. – Im Haus, in dem ich wohne, geniessen wir den ganzen Luxus europäischer Zivilisation, ein einwandfreies Pick-Up, mit dem ich Musik von Mozart und César Franck höre. Ich brauche aber nur in den Hof zu gehen, um die schrillen Melodien arabischer Musik zu hören und verschleierte Frauen zu sehen, die am Boden hocken und ihr ewiges Couscous zubereiten, während da und dort kleine halbnackte Araber herumspringen. Gestern abend waren wir vom Hausdiener zu einem königlichen Mahl eingeladen, Truthahn, Poulets, Schaffleisch und Kuchen – alles zu Ehren der Geburt eines Enkels. Er selber, das Gesicht eines Berberfürsten, war Gastgeber im Hause seines Herrn und bediente uns mit einer seiner Töchter – alles mit majestätischer Würde.<sup>3</sup>

Eine der nächsten Einladungen führte meine Eltern nach Atlanta, in die Südstaaten der USA, wo eine grosse internationale Gruppe an der Arbeit war und in einem Musical, *The Crowning Experience*, die Ideen von Brückenbau und Heilung der Geschichte zwischen den Rassen darstellte. Für die letzte Szene des Musicals wurden auch meine Eltern eingeladen, auf die Bühne zu kommen. So konnten sie von dort aus das Publikum und seine lebhaften Reaktionen beobachten. Die Aufführungen dieses Musicals waren die ersten, die Menschen aller Rassen gemeinsam zugänglich waren. Während des Aufenthaltes in Atlanta erreichte meinen Vater die Nachricht, dass in Lausanne seine 92-jährige Mutter gestorben war. So kehrten Vater und Mutter in die Schweiz zurück.

Wenig später erreichte meinen Vater eine weitere Einladung, die für den fast Siebzugjährigen eine noch grössere Herausforderung bedeutete. Er wurde gebeten, eine der Hauptrollen in einem Theaterstück namens *Hoffnung* zu übernehmen, das von Bergarbeitern aus dem Ruhrgebiet geschrieben worden war und auch von ihnen aufgeführt wurde. In diesem Stück wurde der Zusammenstoss der Ideologien, der in den fünfziger Jahren im Ruhrgebiet eine besondere Intensität erreicht hatte, und dessen mögliche Überwindung gezeigt. Die Herausforderung für Vater bestand darin, dass er nicht nur fast jeden Abend mehrere Stunden auf der Bühne stehen, sondern auch während der Tage an zahllosen Begegnungen und Gesprächen teilnehmen musste. Als Vermittler und oft sogar als Blitzableiter, war er sowohl wegen seiner Natur, wie auch wegen seines Alters und seiner Sprachkenntnisse sehr gefragt.

Bevor Vater sich auf diese Weltreise begab, gab es noch eine Familienhochzeit. Seit längerer Zeit trug ich den Gedanken in mir herum, Fulvia von Hahn zu fragen, meine Frau zu werden. Unsere Eltern kannten sich ja seit den dreissiger Jahren, und als Übersetzer und Dolmetscher hatten Fulvia und ich schon eng zusammengearbeitet. Als der Gedanke einer möglichen Verlobung sich in Gewissheit wandelte, war ich aber in verschiedenen asiatischen Ländern beschäftigt – Fulvia war in Europa –, und so brauchte es einige Zeit, bis ich via Amerika nach Europa zurückkehren konnte. Dann ging alles sehr schnell. Der Verlobung im Oktober 1958 folgte die Hochzeit zwei Monate später, und im Januar begleiteten Fulvia und ich die Gruppe mit *Hoffnung*, zu der Vater gehörte, auf den ersten Etappen ihrer Reise nach Rom, Zypern und Kerala (Indien). Dann flogen wir beide weiter nach Japan, um einen mehrwöchigen Besuch von *Hoffnung* in mehreren Städten des Landes vorzubereiten. Den anstrengenden Wochen im Fernen Osten folgte dann für Vater und die Truppe von *Hoffnung* noch eine Tournee durch die Vereinigten Staaten und die Verfilmung des Theaterstückes. Es war nicht erstaunlich, dass Vater völlig erschöpft von dieser Reise zurückkam. Er schrieb kurz nach seiner Rückkehr:

Zürich, 27. Juli 1960

Meine Lieben,

Zufällig bin ich zu Hause – nämlich wegen eines Unfalls. Nachdem ich durch die ganze Welt gereist bin, musste es geschehen, dass mich am ersten Tag, an dem ich mich in meiner guten Stadt Zürich befinde, ein Velofahrer aufs Pflaster wirft. Ich verletze mich an der Nase, man hebt mich voller Blut auf mit einer Hirnerschütterung.

Das ist das nachdrückliche Mittel, das Gott gebraucht, um mich ruhig zu legen. Im Grunde bin ich dankbar dafür. Ich habe soviel zu verarbeiten nach diesem grossen Abenteuer mit *Hoffnung*.<sup>4</sup>

Die Arbeit auf der Bühne mit *Hoffnung* war nicht die erste Erfahrung meines Vaters im Theater. Vom Beruf her hatte er sich immer leidenschaftlich mit den letzten Entwicklungen auf der Bühne auseinandergesetzt, sei es im Zürcher Schauspielhaus oder im Théâtre du Colombier in Paris. Aber in Caux wurde er dann oft vom Zuschauer zum Mitspieler. In einem Schauspiel von Peter Howard<sup>5</sup> *We are tomorrow* – das auch auf Deutsch und Französisch aufgeführt wurde – spielte er die Rolle eines alten, etwas zynischen College-Dieners an einer britischen Universität, der sich nicht nur mit den Bedürfnissen der Studenten, sondern mit der ganzen Politik des College beschäftigt.

Eines der späteren Theaterstücke von Peter Howard machte auf Vater einen unauslöschlichen Eindruck. Es hiess *Mr Brown comes down the bill* und erzählte, was geschehen würde, wenn Christus heute in unsere moderne Gesellschaft hineingeboren würde. Da Vater immer noch etwas Mühe hatte, sich auf Englisch so klar auszudrücken wie in seinen Muttersprachen Deutsch und Französisch, schrieb er nicht an Peter Howard selbst, sondern an die Schauspielerin und Regisseurin Phyllis Austin, die Howard half, seine Stücke auf die Bühne zu bringen. Sie war als Phyllis Constan eine bekannte Bühnen- und Filmschauspielerin gewesen. Vater schrieb ihr:

Zürich, 30. Juni 1964

Liebe Ph.,

Gestatten Sie mir, Ihnen in meiner Muttersprache zu sagen, was ich von *Mr Brown* halte. Das ist nämlich an sich schon ein recht schwieriges Unterfangen, sogar ohne dass ich gezwungen bin, meine Worte im englischen Wörterbuch nachzuschlagen.

*Mr Brown* ist etwas Wunderbares, das unser Verständnis so sehr übersteigt, dass es unmöglich ist, seine ganze Bedeutung heute schon abzuschätzen.

Ich habe die Dummheit begangen, das Stück vorher zu lesen, und mein *lateinischer Geist* hat unweigerlich reagiert. Warum dieses Vorwort, sagte ich mir, das die Kritiker schon verstimmt, ehe sie das Stück gesehen haben? Diese Fülle von Ideen, kann sie wirklich dramatisch verarbeitet werden? Wendet sie sich nicht bloss an die Vernunftseite des Menschen, ohne seine existentielle Tiefe zu berühren?

Ich war bestürzt. Geht Peter Howard durch eine Krise, fragte ich mich. Dann sah ich das Stück. Es hat mich vom Anfang bis zum Ende gepackt. Ich habe begriffen, dass wir einem Ereignis beigewohnt haben, das über alles hinausgeht, was wir erfassen können.

Das Theater, Phyllis, ist, wie Sie wissen, aus der Liturgie hervorgegangen. Von seinem Ursprung her ist es Dialog zwischen Gott und dem Menschen. Selbst in seiner verweltlichten Form erinnert sich das Theater immer seiner Herkunft.

In bestimmten Stücken – *Der seidene Schub, Mord in der Kathedrale, Unsere kleine Stadt, Das Dunkel ist Licht genug*<sup>6</sup> – steigt das liturgische Element an die Oberfläche. Aber in den Stücken von Howard ist es immer anwesend, wobei es im entscheidenden Moment zum Durchbruch kommt. Ich denke an den Schluss der *Leiter* oder das abschliessende Zitat in der *Gartenmauer*.

In *Mr Brown* wohnen wir der Renaissance des Theaters bei, das aus seiner liturgischen Quelle neue Kraft schöpft. Das grossartige und primitive Bühnenbild erinnert an Jakobs Himmelsleiter, die Himmel und Erde verbindet. Jedes Wort ist Teil des Dialogs zwischen Gott und Mensch. Aber alles ist ins heutige Leben umgesetzt.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten sind unsere Bischöfe und unsere Journalisten. Die Umkehrung des Wunders von Kana ist ein genialer Fund: das ganze Theater von Beckett ist das Wunder als Gegenbewegung zur Enttäuschung.

Alles ist da: die Hölle, das Kreuz, die Auferstehung. Es ist unmöglich, in der Durchführung der Handlung, obschon sie vollendet ist, die Gewalt der Inkarnation dieses Dramas darzustellen. Diese Kraft kommt aus einer tiefen Wirklichkeitsschicht und trifft den Zuschauer im Innersten. Es ist gerade umgekehrt, als ich zuerst glaubte; ruft man sich das Stück in Erinnerung, denkt man nicht mehr daran, seine Ideen zu diskutieren. Man spürt, dass man von einer Kraft gepackt worden ist, die über uns hinausgeht.<sup>7</sup>

*Mr Brown comes down the hill* wurde dann auch auf Deutsch übersetzt und ging auf Tournee durch das deutschsprechende Europa mit einer Truppe von deutschen und österreichischen Berufsschauspielern. Ich begleitete die

Truppe während ihrer Aufführungen in verschiedenen österreichischen Städten. In Wien kam ich nach der Aufführung ins Gespräch mit dem tschechischen Kulturattaché, der mich fragte, ob wir bereit wären, mit diesem Stück auch nach Prag zu kommen. Er versprach, in Prag die richtigen Türen zu öffnen. Wir waren etwas skeptisch, da die ideologische Atmosphäre in der Tschechoslowakei zu diesem Zeitpunkt nur als eisig beschrieben werden konnte. Ich fuhr dann doch nach Prag und besuchte die offizielle Konzert- und Theateragentur. Ein Jesuit in Wien vermittelte ein Gespräch mit einem seiner im Untergrund arbeitenden Kollegen. Aus dem Besuch eines unserer Theaterstücke in Prag wurde dann doch nichts. Aber wir waren froh, wenigstens den Versuch gemacht zu haben, mit neuen Ideen in das ideologisch erstarrte Osteuropa einzudringen.

Die Jahre des «Unruhestands» von Vater waren auch die Jahre eines schwierigen Übergangs in der Weltarbeit der Moralischen Aufrüstung. Natürlicherweise wurden wir beide in die Wirbel dieses Übergangs hineingezogen. Im Sommer 1961 starb Frank Buchman. Peter Howard war der natürliche Nachfolger und wurde als solcher sowohl innerhalb unserer weltweiten Mannschaft wie auch in der Öffentlichkeit anerkannt. Dann aber starb er ganz unerwartet, im Alter von 56 Jahren, in Lima während einer Reise durch Lateinamerika. Dieser Verlust traf uns alle unvorbereitet. Fulvia und ich kehrten nach mehreren Jahren im Ausland, vor allem in Asien, im Sommer 1964 in die Schweiz zurück, um Mitverantwortung für das Zentrum von Caux zu übernehmen. Auch aus einem anderen Grund war es ein kritischer Augenblick für die Stiftung für Moralische Aufrüstung, die seit 1946 das Caux-Konferenzzentrum verwaltete. Ein neuer Finanzminister des Kantons Waadt entschied plötzlich, die Gemeinnützigkeit der Stiftung nicht mehr anzuerkennen und alle Spenden für Caux zu besteuern. Dies veranlasste den Stiftungsrat, den Sitz der Stiftung mit Hilfe des Eidgenössischen Departementes des Innern nach Luzern zu verlegen. Vater und ich waren beide im Stiftungsrat und mussten diese Entscheidungen mit durchtragen.

Dazu kam, dass sich unsere Weltarbeit in zwei sehr verschiedene Richtungen entwickelte, die zunächst nebeneinander koexistierten, dann aber zu einer Spaltung führten. Für meinen Vater – wie für uns alle – hatte diese Spaltung auch eine persönliche schmerzliche Dimension. Vater hatte der jungen schweizerischen Generation in unserer Arbeit immer wieder sein Bestes gegeben. Wenn er in Zürich war, traf er sich regelmässig mit Studierenden, auch nachdem er die Universität verlassen hatte. Als sich einige dieser sehr guten Freunde aus der jüngeren Generation von ihm und seiner Konzeption der Weltarbeit abwandten, war dies für ihn besonders schmerzhaft.

Das Zentrum von Caux war an einem gewissen Zeitpunkt selbst gefährdet. Es gab Vorschläge, es zu schliessen oder zu vermieten und den Konferenzbetrieb aufzugeben. Der Stiftungsrat, unterstützt von vielen Freunden innerhalb und ausserhalb der Schweiz, erkannte aber, dass ein Ort wie Caux immer noch eine wesentliche Aufgabe zu erfüllen habe.

In diesen kritischen Jahren fuhren Vater und Sohn fort, gemeinsam oder einzeln an Büchern oder Übersetzungen zu arbeiten. Gemeinsam übersetzten wir die Reden von Peter Howard. Etwas später kam die Biographie von Peter Howard dazu. Sie wurde von seiner Tochter Anne Wolrige-Gordon verfasst und erschien in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Peter Howard – Aufbruch zum modernen Menschen*.<sup>8</sup>

Vater ermutigte mich sehr, ein Büchlein über die Schweiz zu schreiben, das den Titel *Parasit oder Prophet* tragen sollte. Über diese Zusammenarbeit bestehen einige Briefe, die zeigen, dass Vater sicher meine Fähigkeit überschätzte, mitten in aktiver Reisetätigkeit ein solches Manuskript fertigzustellen. Er schrieb im Juli 1963:

... Wie froh bin ich, ein Stück Geschriebenes in der Hand zu haben. Es ist wie eine gute Ouvertüre, fängt mit einem «largo maestoso» an und tönt dann die verschiedenen Themen an, bevor es das «finale» ankündigt. Es ist mir auch bewusst, dass Du mitten in einem Wirbel von Besuchen und Besprechungen und Proben und Aufführungen kein Buch schreiben kannst, und doch musst Du es schreiben. Da braucht es schon einen höheren Eingriff, hoffentlich nicht in der Form eines rasenden Radfahrers, einer glühenden Gürtelrose oder eines milden Herzinfarkts (*was seine eigene Erfahrung gewesen war*).

Das Ergebnis des Buches: Stopp der moralischen Zersetzung. Der vergessene Faktor. Dass der Geschäftsmann in seinem Büro sich geniert, Dinge zu tun, die er sonst ungeniert getan hätte; dass Lehrer sich nicht mehr schämen, an Gott zu glauben, und dafür sorgen, dass Charakter in der Klasse respektiert wird; dass man unsere Nationalhymne nicht mehr verhöhnen kann und Vaterlandsliebe nicht mehr altmodisch ist; dass die Jungen produktiv kritisieren; dass Männer von Charakter an führende Stellen kommen; dass unsere Regierung sich mehr von Gott als von Popularität beeinflussen lässt; Korruption im Geschäftsleben verpönt, saubere Methoden im Aussendienst, Profit nicht mehr einziges und heiliges Geschäftsprinzip ... dass Kirche wieder zur Apostelgeschichte wird...<sup>9</sup>

Etwas später schrieb er:

Lieber P.,

Ich habe Dein Buch in einem Zug erstürmt, bin davon noch ganz ausser Atem. Ich wollte, ich könnte mit Dir darüber in Musse sprechen, am Kaminfeuer. Ich wollte fortfahren: beim Rauchen einer Pfeife. Dabei habe ich seit der Mobilmachung von 1914–18 keine Pfeife mehr geraucht. Und wo die Musse finden, das Kaminfeuer, den Pfeifenrauch?

Erlaube mir also, einige Ideen zu entwickeln, die Deine Abhandlung in Bewegung gesetzt hat. Es handelt sich vor allem um den Begriff der Freiheit, die immer Anstoss und Ziel der Revolutionen gewesen ist. Was diese hat scheitern lassen, ist die Tatsache, dass der Begriff der Freiheit im Laufe des Geschehens vom Weg abgekommen ist, sich verdunkelt hat.

Freiheit heisst nicht, an etwas nicht gehindert zu werden, sondern etwas tun können. Es bedeutet nicht, nicht daran gehindert zu werden, Cello zu spielen, sondern tatsächlich hervorragend spielen zu können. Freiheit ist eine Fähigkeit, ein Vermögen.

Die grundlegende Freiheit ist die Freiheit zu reden, die Macht des Wortes, das heisst, sich bestätigen vor den anderen, vor der Welt, vor Gott. Damit nun aber diese schöpferische Freiheit ausgeübt werden kann, muss man ihr den richtigen Rahmen verschaffen. Du sprichst von der Initiative revolutionärer Männer, und damit hast Du recht; es ist der Angelpunkt Deines Buches. Man muss aber gleichzeitig die Wichtigkeit der Rahmenbedingungen der Freiheit sehen. Was bewirkt hat, dass die einzige Revolution, die nicht gescheitert ist – die amerikanische – die Freiheit hat bewahren können und nicht wie andere im Despotismus untergegangen ist, ist eben die Tatsache, dass es diesen Rahmen gab, die «Wards», die Ratsversammlungen, in denen die Meinungen sich annähern, wo die Männer miteinander reden, einen gemeinsamen Willen entwickeln konnten.

Diese wenigen Bemerkungen zeigen Dir, wie sehr mich Dein Buch beschäftigt hat. Ich sage Dir von ganzem Herzen Dank und wünsche, Dein Buch möge bald erscheinen, um die Europäer aufzurütteln, ehe es zu spät ist.<sup>10</sup>

Das Buch war aber noch nicht reif, und ich war später dankbar, dass es zu diesem Zeitpunkt nicht erschien. Ein anderes Buch war aber reif: Vaters Biographie von Frank Buchman, die 1971 unter dem Titel *Dynamik aus der Stille* gleichzeitig in Deutschland und in der Schweiz herauskam, bevor dann auch französische und englische Ausgaben des Buches erschienen.

Es war das Buch, das Vater siebenmal neu geschrieben hatte und von dem er sagte, er hätte es mit seinem Herzblut geschrieben. Vater erwähnt das Buch in einem Brief, den er im Krankenhaus nach seinem zweiten Herzinfarkt an gute Freunde in Lausanne schrieb:

Bethanien, 12. März 1971

Liebe M. und E.,

Seit Samstag liege ich hier im Spital, nachdem ich in der Nacht eine Herzkrise erlitten hatte. «Du bist noch einmal davongekommen», sagte der Arzt, ein Freund, zu mir, der mich als Notfall in die Klinik hat bringen lassen. Wie gut ist es doch, Freunde zu haben!

Am gleichen Morgen ist der beiliegende Artikel erschienen, in welchem ich ... ausdrücken kann, was mir am meisten auf der Seele brennt, und darin in philosophischer Sprache die Lehre darlegen kann, die uns Frank gegeben hat.

Ich hoffe, dass mein kleines Buch über Frank, das ich nächste Woche mit Pierre beenden werde, nach Berücksichtigung der von unseren englischen Freunden zum Text gemachten Anregungen (Uff! Was für ein Satz!) auf den Mann von der Strasse die gleiche Wirkung haben wird...<sup>11</sup>

Von allen Büchern, die Vater geschrieben hat, ist *Dynamik aus der Stille* neben seiner *Einführung in die Göttliche Komödie* dasjenige, das auch heute, fast dreissig Jahre später, immer noch viele Menschen anspricht und sie herausfordert, sich mit der wesentlichen Frage auseinanderzusetzen, welche Werte für das Überleben der Zivilisation notwendig sein werden.

Anmerkungen:

- <sup>1</sup> *Kniefall*: El Glaoui, der Pascha von Marrakesch, reiste nach Paris, um vor Sultan Sidi Mohamed V auf den Knien seine Unterwerfung unter dessen Herrschaft zu bezeugen. Das Bild von diesem *Kniefall* ging durch die ganze Weltpresse.
- <sup>2</sup> Paul Gundersen, *Incorrigibly Independent – a Finnish Life* (Caux Editions 1999), S. 106.
- <sup>3</sup> *Theophil Spoerri persönlich*, S. 33.
- <sup>4</sup> a.a.O., S. 217/219.
- <sup>5</sup> Peter Howard, englischer Journalist und Autor.
- <sup>6</sup> Theaterstücke von Jean Giraudoux, T. S. Eliot, Thornton Wilder, die in den fünfziger Jahren auf allen Weltbühnen aufgeführt wurden.
- <sup>7</sup> a.a.O., S. 139/141/143.
- <sup>8</sup> Anne Wolrige-Gordon, *Peter Howard – Aufbruch zum modernen Menschen* (Verlag C. J. Bucher, Luzern und Frankfurt/M 1971).
- <sup>9</sup> Th. Sp. an P. Sp., 3. Juli 1963.
- <sup>10</sup> Th. Sp. an P. Sp., Zürich, 13. Dezember 1965.
- <sup>11</sup> Th. Sp. an Edouard und Madeleine Burnier, 12. März 1971.

## 13. Das letzte Jahr

Der Name unseres Hausarztes war Willy Behrens. Wir waren seit vielen Jahren mit ihm und seiner ganzen Familie befreundet. Als ich mich entschloss, mein Medizinstudium zu unterbrechen, um mich ganz für die Arbeit in Caux einzusetzen, war Willy mir im gleichen Studium zwei Jahre voraus. Er bot mir zunächst an, an meiner Stelle nach Caux zu gehen. Als ich ihm sagte, es sei meine tiefe innere Überzeugung, diesen Schritt zu wagen, antwortete er: «Wenn du wirklich diese Überzeugung hast, werde ich mich um deine Eltern kümmern, wie wenn es meine eigenen wären.» Und er begleitete Vater und Mutter treu bis ans Ende ihres Lebens. Kurz darauf starb auch er, an einem Krebs, von dem er niemandem ausser seiner Frau etwas gesagt hatte.

Willy hatte eine interessante Philosophie für die Behandlung älterer Menschen. Er war der Meinung, dass er niemanden davon abhalten sollte, auch im Alter das zu tun, wovon er im tiefsten Inneren überzeugt sei. Er nahm in Kauf, dass ein solcher älterer Mensch dabei auch ein grösseres Risiko auf sich nehmen würde, und sagte, wenn jemand bei einem Unternehmen sterbe, das ihm wirklich am Herzen liege, sei er glücklicher, als wenn man ihn so mit Vorsicht umgebe, dass seine Menschenwürde dabei verloren gehe.

Im Jahre 1973 stellte sich für Willy die Probe aufs Exempel: Trotz zwei knapp überlebten Herzinfarkten wollte Vater unbedingt noch einmal sein geliebtes Italien besuchen. Meine Frau und ich begleiteten die Eltern in unserem Auto, und wir beschlossen, je eine Woche den Städten Rom, Florenz und Assisi zu widmen.

Einige Tagebuchnotizen von diesen Wochen:

Rom, 18.5.73: Wir diskutieren oft, was der tiefere Sinn einer solchen Reise ist. Vater erzählt von seiner früheren Reise durch Italien mit Frank Buchmans Team. Die Reise fing in Ganda, Südtirol, an und endete in Rom. Vor der Abfahrt versammelte Frank die Mannschaft und fragte sie alle, wozu diese Reise wohl diene. Alle hatten mehr oder weniger interessante Gedanken. Buchmans eigener Gedanke war: «To find a higher level of propagating life.» Die Schwester unserer Gastgeberin findet eine gute Übersetzung für diesen Satz: «Das Leben auf einer höheren Stufe weitergeben zu können.»

Assisi, 21.5.73: Unsere heutige «Pilgerfahrt» fängt mit einer Lesung von Vaters letztem Artikel *Das Ende der Bilder*<sup>1</sup> an, der den Sonnengesang von St. Franziskus als Grundthema hat. Der Unterschied zwischen dem Bildlichen, Symbolischen, Mythologischen und der direkten

Beziehung zum Kreatürlichen – zu Wasser, Luft, Sonne, Feuer, auch zu Tod und Gott. Ganz unmittelbar fühlt man diesen Kontakt in San Damiano. Hier ist der ursprüngliche franziskanische Geist am besten erhalten. Man sieht den Ort, wo Franziskus betete und das Kruzifix anfang zu sprechen; wo Franz anfang, das Kirchlein zu reparieren; wo er den Geldsäckel mit dem Geld, das er in Foligno durch den Verkauf von Gütern seines Vaters erworben hatte, in die Kirche hineinwarf; wo er sich versteckte, als sein Vater kam, um ihn abzuholen; wo die heilige Klara ihren Garten hatte und wo Franz den Sonnengesang dichtete; wo Klara schlief, ass, betete und starb. Ein Franziskanerpater führt uns herum und erklärt uns ganz einfach eine Geschichte nach der anderen...

Am nächsten Tag treten wir die Heimreise an und finden in Zürich einen sehr erleichterten Dr. Behrens, der sich schon Vorwürfe gemacht hatte, sein Plazet zu dieser Reise gegeben zu haben. Aber wer weiss, ob nicht diese Reise das Leben meines Vaters um ein gutes Jahr verlängert hat.

Nach unserer Rückkehr nach Bonn erhalte ich einen Brief, in dem Vater einige zentrale Ideen zu einem Buch ausdrückt, das wir versuchen wollen, zusammen zu schreiben. Ich hatte während dieser Monate das klare Gefühl, dass Vater noch einige wesentliche Dinge ausdrücken wollte, aber physisch nicht mehr imstande war, ein solches Werk allein zu Ende zu bringen. Es sollte den Titel *Die Kunst, mit dem andern zu leben*<sup>2</sup> tragen, und Vater hatte schon einen Verleger für das Buch gefunden. Die Arbeit an diesem Buch prägte unsere Partnerschaft während der letzten Monate von Vaters Leben. Er schrieb:

Ich freue mich auf Deine Kapitel zu unserem kostbaren kleinen Buch. Ich glaube, dass Deine Methode, von der Peripherie nach dem Zentrum vorzudringen, eine Ergänzung darstellt zu meiner Art, von grundsätzlichen Ideen auszugehen. Du gehst vom Zustand der Welt zur Wurzel der Dinge. Die beiden Wege ergänzen sich. Ich arbeite an einem Artikel über «Pascal et la violence» – mit Zittern und Zagen.<sup>3</sup>

Einige Tagebuchnotizen, die die letzten Wochen von Vater beschreiben:

Zürich, 8.11.74: Bei der Ankunft am Haselweg sind wir alle erleichtert: Ich, weil bei unserer Abreise nach Deutschland noch nicht feststand, ob wir Vater überhaupt noch einmal sehen würden; die Eltern, weil es Vater seit 48 Stunden besser geht und er jetzt gern an die Arbeit gehen möchte.

Zürich, 9.11.74: Erste Sitzung über die Weiterarbeit an der *Kunst, mit dem andern zu leben*. Vater spricht während einer langen Zeit und lässt all seine Überzeugungen heraussprudeln. Es ist die Synthese eines Lebens, die dargestellt werden soll: Pascal, Dante, Franziskus, Buchman. Die Erfahrung des Erreichens der Grenze ist besonders real und dadurch die Vertiefung einer Christus-Erfahrung, die Vater für alle lebendig machen möchte. Er versucht auch, mich durch seine tiefsten Überzeugungen zu erreichen – und zu ändern.

Zürich, 14.11.74: Vater ist etwas bedrückt. Am Montag scheint er gut voranzukommen, und ein ganzes Kapitel wurde geboren. Jetzt scheint es nur noch zähflüssig vorwärts zu gehen. Auch hat der Arzt ihm nicht erlaubt hinauszugehen, und dabei scheint die Sonne. In diesen einfachen Dingen ist Vater etwas starr geworden. Sonst ist er von einem erstaunlichen Änderungs- und Einfühlungsvermögen.

Caux, 24.11.74: Schon seit 24 Stunden rumort es wieder in Äthiopien. Jetzt bestätigt sich die definitive Machtübernahme der «Harten». Heute morgen wurden 60 führende Persönlichkeiten, u.a. der letzte Staats- und Regierungschef, General Andom, Lij Endalkachew Makonnen (mit dem ich in Caux das Zimmer teilte) und wahrscheinlich auch Ras Asrate Kassa nach kurzem Prozess fusiliert. Fulvia und ich können die Nachricht kaum fassen. Wir waren allerdings durch die Ereignisse der letzten Tage etwas vorbereitet. Wir erreichen Lij Asfa Wossen (den Sohn von Ras Asrate Kassa, der zurzeit in Frankfurt lebt) am Telefon. Er muss plötzlich die Tatsache annehmen, dass sein Vater bei Morgenrauen erschossen worden ist.

Am 28. November fahren Fulvia und ich nach Bonn und kehren erst am 5. Dezember in die Schweiz zurück. In Bonn besuchen wir Fulvias Eltern, die ja im gleichen Jahr wie meine Eltern und in Genf Frank Buchman getroffen und während des Krieges stürmische Jahre durchlebt haben. Wie meine Eltern finden sie es nicht leicht zu wissen, wie sie in ihrem Alter leben sollen.

Von ungefähr dieser Zeit stammt der letzte längere Brief von Vater, der an seine Schwester Lydia gerichtet war, die einige Wochen zuvor eine Herzkrise erlitten hatte:

Du bist wirklich ein Engel. Gerade im rechten Moment bringst Du mir Süßigkeiten, wenn man nur schwarze Wolken sieht und nur die Krankheit, die sich im Kreise bewegt, zu einem Zeitpunkt, da man alle seine Kräfte nötig hätte, um noch etwas zu Ende zu führen, das man für wichtig hält – und nun ein Lichtblick, deine Liebenswürdigkeit, die bewirkt, dass das schlechte Wetter nur zum Dekor wird, der das Licht besser zur Geltung bringt. Dabei, meine Liebe, wäre es an mir gewesen, Dir Süßigkeiten zu schicken, denn Du bist durch eine schwere Zeit gegangen. Ich glaube mir vorstellen zu können, was das für ein Schock gewesen ist. Und jetzt sind wir alle dem zugewendet, der kommen wird und der das wahre Licht ist. Trotz allem, was nicht gehen will, wird es mir warm ums Herz, wenn ich daran denke, dass er der wahre Freund ist und seinetwegen das Licht leuchtet, auch in der schwärzesten Nacht.

Du sagst, Du würdest sogar die Reise nach Köln ins Auge fassen. Das macht mich eifersüchtig, wenn ich denke, dass die einzige Reise, die mir erlaubt ist, darin besteht, den Haselweg entlang zu gehen, und ich heute ganz stolz war, dass ich den Hin- und Rückweg fünfmal machen konnte!<sup>4</sup>

Als wir am 16. Dezember wieder in Zürich ankommen, finden wir Vater – so sagt das Tagebuch – «in noch besserer Verfassung» vor, aber auch aggressiver, wie er es selber ausdrückt. Am Tag darauf werden vom Zürcher Regierungsrat Alfred Gilgen im Rathaus die Förderpreise für Maler, Literaten, Theaterleute und andere verteilt. Auch Vater gehört zu den Preisträgern. In der Laudatio spricht Gilgen von seinen Bemühungen, über die Literatur hinaus zur Philosophie und zum Religiösen durchzudringen.

Caux, 23.12.74: Immer noch strahlendes Winterwetter. Die jungen Südafrikaner, die gestern angekommen sind, sind in Hochstimmung. Vater dagegen hat eine schlechte Nacht gehabt und ist verzweifelt. Er wird sehr schnell unwillig oder gar zornig und bereut es dann im nächsten Augenblick. Ich will ihm ein bestimmtes Buch für Weihnachten schenken, aber er lehnt dieses ab und sagt, was Bücher anbetrifft, sei er schwierig geworden. Er sei sowieso zu nichts mehr imstande...

Caux, 24.12.74: Wir hätten wohl jederzeit erwarten können, dass dies der letzte Besuch von Vater in Caux sein würde. Und gestern hatte er plötzliche Augenblicke von Verzweiflung und Unruhe, und dann auch wieder herrliche Sonnenblicke.

An diesem Heiligabend-Morgen bringe ich den Eltern ihr Frühstück, wie schon am Vortag. Vater ist bei viel besserer Laune als gestern. Er hat besser geschlafen und glaubt sogar, dass es wieder bergauf gehe. Beim Sprechen hat er aber etwas Mühe zu atmen. Er spricht mit Freude über eine Mahlzeit mit einem jungen marokkanischen Ehepaar und einem jungen Elsässer. Er hat den jungen Leuten die Frage gestellt, wie man heute von Christus sprechen könne. Für ihn sei er hin und wieder da anwesend, berühre seine Schulter und sage ihm dies und das.

Ich hatte noch gezögert, ihn zu fragen, ob er etwas für den Weihnachtstag über Frank Buchman sagen möchte. Im letzten Augenblick hatte ich aber das Gefühl, diesen Vorschlag fallenzulassen.

Während des Frühstücks mit Freunden aus Südafrika werde ich dringendst ins Zimmer der Eltern gerufen. Der Arzt ist schon da. Aber es ist offensichtlich, dass Vater schon in die nächste Welt hinübergeglitten ist. Mutter beschreibt es folgendermassen: «Er lag da, um sich wie jeden Morgen seiner stillen Zeit zu widmen. Dann hörte ich plötzlich zwei tiefe Seufzer und sein Kopf fiel auf die Seite.» Das Gesicht sieht so friedlich aus, als wenn Vater schlafen würde.

*(Mein Vater liegt auf dem Friedhof von Glion, zwischen Caux und Montreux. Meine Mutter starb sieben Jahre später im Februar 1982 in Zürich, und ihre Urne wurde im gleichen Grab beigesetzt.)*

Anmerkungen:

<sup>1</sup> *Neue Zürcher Zeitung*.

<sup>2</sup> Das Buch erschien nach dem Tod meines Vaters, im Sommer 1975 beim Herder Verlag, Freiburg. Es ist unterdessen vergriffen.

<sup>3</sup> Brief von Th. Sp. an P. Sp., 7.3.1974.

<sup>4</sup> Brief von Th. Sp. an Lydia Spoerri-Feinstein, Advent 1974.

## 14. Nachwort – oder eine herzliche Auseinandersetzung mit der älteren Generation

Jetzt wäre also hier zu Papier gebracht, was sich fünfzig Jahre später und ohne die verschiedenen Hauptakteure des Dramas mehr fragen zu können als Bild ergibt von dem, was mein Vater, mein Schwiegervater und ihre Generation während der dreissiger Jahre und der Zeit des Zweiten Weltkrieges selbst gesehen und empfunden haben. Während der Arbeit an diesem Manuskript habe ich mich oft gefragt: Warum haben wir über diese kritischen Jahre nicht mehr Fragen gestellt? Warum habe ich bei Vater und Schwiegervater nicht mehr *nachgefragt*? War es, dass ich in den entscheidenden Jahren mit dem Tagesgeschäft, mit Ausbildung und Karriere zu beschäftigt war? Oder war es, dass wir Fragen ausweichen wollten, auf die es keine einfachen Antworten gibt?

Natürlich gibt es hier noch eine zusätzliche Frage: Wird *Vergangenheitsbewältigung* jemals freiwillig durchgeführt oder findet sie nur dann statt, wenn von aussen her Druck auf uns ausgeübt wird? Oder wird die Bewusstseinsveränderung, die durch dieses Auseinandersetzen mit der eigenen Vergangenheit geschehen soll, eher behindert als gefördert durch mehr Druck?

Dass wir offensichtlich oft nicht genügend Fragen gestellt haben, zeigte sich in meinem Fall in den späten neunziger Jahren, als die Diskussion um die nachrichtenlosen Vermögen in den Schweizer Banken, die Goldgeschäfte der Nationalbank während des Krieges und die Flüchtlingspolitik des Bundesrates in Gang kam und sich von einer Spezialistendiskussion zu einer offenen Auseinandersetzung in den Medien ausweitete.

In jener Zeit besuchten wir eine Kusine und ihren Mann, die beide seit Jahren in der Nähe von Zürich lebten und bei allen unseren Familienfesten dabei waren. Es fiel mir bei dem Besuch zum ersten Mal auf, dass das Schweizerdeutsch von Vetter Heinz eine besondere Tonfarbe hatte. So fragte ich ihn: «Us welem Kanton chunsch du?» Und plötzlich kam eine ganze Geschichte heraus, von der ich keine Ahnung gehabt hatte. Heinz war Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie aus Mannheim. Sein Vater war Präsident oder Generaldirektor der Handelskammer gewesen. Heinz wurde in den dreissiger Jahren für sein Chemiestudium in die Schweiz geschickt. Schliesslich mussten auch die Eltern nach England emigrieren. Als deutscher und jüdischer Student hatte Heinz immer wieder mit der Fremdenpolizei zu tun. Er erhielt auch den berühmten J-Stempel in seinen Pass hineingedruckt. Schliesslich wurde ihm der Pass abgenommen, und er erhielt einen als *Nansenpass* bekannten Flüchtlingsausweis. Während des Krieges machte er

450 Tage Arbeitsdienst in verschiedenen Lagern. Nur dank des Einsatzes seines Professors an der Universität Bern konnte er schliesslich sein Studium abschliessen und fand einen Posten in der chemischen Industrie. Als ich diese Geschichte fast fünfzig Jahre später zum ersten Mal hörte, war ich sehr betroffen. Warum hatte ich von dieser Lebenserfahrung nichts gewusst, die für ein Verständnis dieses Teils der Schweizer Geschichte auch für mich doch wesentlich gewesen wäre?

Warum haben wir, habe ich, in all diesen Jahren nicht mehr Fragen gestellt? Ein Grund ist sicher, dass es ganz natürlich ist, wenn der Blick der jungen Generation nach vorn und nicht rückwärts gerichtet ist. Es ist auch natürlich, dass man in einer gewissen Altersstufe mehr zu wissen oder zu verstehen meint als «die Alten» und sich der älteren Generation überlegen fühlt. Wenn ich an ein persönliches Erlebnis denke, das diese Arroganz der jüngeren Generation illustriert, läuft es mir jetzt noch kalt den Rücken hinunter. Einige von uns jungen Schweizern hatten in den frühen fünfziger Jahren eine Mahlzeit mit Professor Max Huber, der in diesem Buch schon mehrmals erwähnt wurde. Sicher war es gut, auch vor einem weisshaarigen alten Herrn namens Max Huber nicht falsche Demut zu zeigen. Wir hatten uns aber in den Kopf gesetzt, dass unser Gast nicht wirklich verstehe, was die eigentlichen Bedürfnisse der Schweiz in diesen Nachkriegsjahren seien. Mit anderen Worten, wir wollten ihn *ändern*. Vielleicht war es Teil seiner Grösse, dass unsere Arroganz ihn nicht aus dem Konzept brachte. Er war nur ein bisschen erstaunt...

Wenn ich in den meisten Kapiteln dieses Buches mehr von der Freundschaft zwischen meinem Vater und mir und von der Gemeinsamkeit in vielen Aspekten des Denkens und des Lebens schreibe, heisst dies nicht, dass es nicht hin und wieder zwischen uns «krachte» und sogar zu offenen Auseinandersetzungen kam. Dies war auch bei den Gesprächen zwischen meinem Schwiegervater und mir der Fall. Aber die Konflikte dauerten nie lange, und wir arbeiteten bis zum Schluss an der «Kunst der Kommunikation».

Während der Arbeit an diesem Buch fragte ich mich oft, ob mein Vater und seine Generation während des Krieges hätten anders – besser, weiser, intelligenter – handeln können. Wenn man die Briefe eines Max Picard liest und weiss, wie viel von verschiedensten Informationsquellen in der Schweiz zusammenkam, so finde ich die Entschuldigung nicht akzeptabel, die Verantwortlichen in der Schweiz hätten über die Greuelthaten der Nazis nichts gewusst. Man hat wohl viel gewusst, aber das machte es nicht einfacher zu entscheiden, was man tun sollte. Das war wahr für den gewöhnlichen Bürger wie auch für den Bundesrat. Der Leitartikel der NZZ an der Jahreswende 1943 umreisst die Hilflosigkeit, die in diesen Jahren sicher weit verbreitet war, in kurzen, prägnanten Worten: «Vor dieser

entsetzlichen Menschheitstragödie stehen die letzten Neutralen, die der Krieg noch übriggelassen hat, ergriffen und mitleidend, doch machtlos gegenüber dem sich unerbittlich vollziehenden Schicksal.»<sup>1</sup>

Allerdings hat auch Max Picard die Flüchtlingspolitik der damaligen Jahre angeprangert. Der Bericht der *Bergier-Kommission* über dieses Thema bringt vielleicht keine grossen neuen Erkenntnisse, aber auch in Zukunft wird gerade die Beschreibung von Einzelschicksalen jedes Mal schmerzliche, aber notwendige Diskussionen produzieren und wohl auch die Frage stellen, was auf diesem Punkt hätte anders getan werden können. Dass bei den verantwortlichen Männern und Frauen der Schweiz zum damaligen Zeitpunkt aber das nackte Überleben des Landes erste Priorität vor allen andern hatte, scheint mir offensichtlich.

So bleibt die Frage, ob wir von unserer Generation – und ich persönlich – anders und natürlich besser entschieden und gehandelt hätten als mein Vater und seine Generation. Vielleicht ist es die Tatsache, dass ich selbst nicht mehr so jung bin und es mir heute nicht mehr darum geht, die Fehler und das Versagen der Väter-Generation herauszustreichen, sondern vielmehr darum, meine Anerkennung dafür auszusprechen, dass es ihnen gelungen ist, unser Land in einer der kritischsten Perioden seiner Geschichte zu bewahren und es uns zu hinterlassen. Wir haben ihnen viel zu verdanken.

Anmerkungen:

<sup>1</sup> Zitat aus der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 12. Juli 1999.